

Henning Ottmann (Hrsg.)



Sonderausgabe

Nietzsche

Handbuch

Leben – Werk – Wirkung

J.B.METZLER



J.B.METZLER

Henning Ottmann (Hrsg.)

Nietzsche- Handbuch

Leben – Werk – Wirkung

Sonderausgabe

Verlag J.B. Metzler
Stuttgart · Weimar

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

ISBN 978-3-476-02405-9

ISBN 978-3-476-00662-2 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-476-00662-2

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2000/2011 Springer-Verlag GmbH Deutschland

Ursprünglich erschienen bei J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung

und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 2011

www.metzlerverlag.de

info@metzlerverlag.de

Inhaltsübersicht

Vorwort	IX
Lektürehinweise	X
Artikelverzeichnis	XI
I. Zeit und Person	1
II. Werke in chronologischer Reihenfolge	61
III. Begriffe, Theorien, Metaphern	183
IV. Lektüren, Quellen, Einflüsse	363
V. Aspekte der Rezeption und Wirkung	427
Autorenverzeichnis	531
Bibliographie	533
Siglenverzeichnis	535
Register der Werke und Sachen	536
Namenregister	553

Inhaltsverzeichnis

I. Zeit und Person

Nietzsches Zeit (<i>Christian Niemeyer</i>)	2
Nietzsches Leben (<i>Christian Niemeyer</i>)	9
Freunde (<i>Hubert Treiber</i>)	35
Frauen (<i>Carol Diethe</i>)	50
Nietzsches Krankheit (<i>Pia Völz</i>)	57
Nietzsches Bibliothek (<i>Thomas H. Brobjer</i>)	59

II. Werke in chronologischer Reihenfolge

Jugendschriften (1852–1869) (<i>Johann Figl/Hans Gerald Hödl</i>)	62
Von der <i>Geburt der Tragödie</i> bis <i>Richard Wagner in Bayreuth</i> (<i>Holger Schmid</i>)	74
Nachlaß (1872–1876) (<i>Holger Schmid</i>)	87
Von <i>Menschliches, Allzumenschliches</i> bis zur <i>Fröhlichen Wissenschaft</i> (<i>Wiebrecht Ries/Karl-Friedrich Kiesow</i>)	91
Vom <i>Zarathustra</i> bis zu <i>Ecce homo</i> (<i>Marco Brusotti</i>)	120
Nachlaß 1880–1885 (<i>Claus Zittel</i>)	138
Nachlaß 1885–1888 (<i>Maria Cristina Fornari</i>)	143
Die Gedichte (<i>Rüdiger Ziemann</i>)	150
Philologica (<i>Gherardo Ugolini</i>)	157
Briefe (<i>Renate Müller-Buck</i>)	169
Die Kompositionen (<i>Dieter Schellong</i>)	179

III. Begriffe, Theorien, Metaphern

Antisemitismus 184 – Aphorismus 185 – Apollinisch-dionysisch 187 – Architektur 190 – Ariadne 191 – Aristokratie 192 – Artistenmetaphysik 194 – Asketismus 195 – Ästhetik 197 – Aufklärung 200 – Barbaren 202 – Begriff 203 – Bewußtsein 203 – Blonde Bestie 205 – Buddhismus 206 – Christentum 207 – Darwinismus 212 – <i>décadence</i> 213 – Demokratie 215 – deutsch, der Deutsche 217 – Einsamkeit 218 – Erde: Treue zur Erde 219 – Erkenntnis 219 – Europa, Europäer 221 – Ewige Wiederkehr 222 – Experiment, Experimentalphilosophie 230 – Frau 232 – Freigeist 235 – Freundschaft 237 – Geist der Schwere 238 – Genie 239 – Gerechtigkeit 241 – Gesetz 242 – Gesundheit/Krankheit 243 – Gewissen 244 – Gott 245 – Grausamkeit 248 – Große Politik 248 – Heilig, der Heilige 250 – Held, Heros 251 – Herrenmoral – Sklavenmoral 253 – Historie 255 – Idiot 256 – Instinkt 256 – Irrtum und Schein 257 – Jasagen, Bejahung: Jasagen, Neinsagen 259 – Judentum 260 – Kapitalismus 262 – Kind 263 – Kraft 264 – Krieg, Kampf 266 – Kultur 266 – Lachen 268 – Leben 269 – Leib/Körper 271 – Leiden 273 – Leidenschaft 275 – Liebe 275 – Logik 276 – Lüge 277 – Lust 278 – Masse 279 – Metapher 280 – Metaphysik 281 – Mitleid 283 – Moral 284 – Musik 286 – Mythos/Mythologie 288 – Natur, das Natürliche 289 – Nihilismus 293 – Opfern 298 – Pathos der Distanz 299 – Perspektivismus 299 – Pessimismus 301 – Poetik 302 – Priester 303 – Rasse: Rassenreinheit, Herrenrasse 304 – Rausch 305 – Recht 306 – Redlichkeit, intellektuelle 308 – Religion 309 – Renaissance/Renaissancismus 311 – Ressentiment 312 – Rhetorik 313 – Romantik 315 – Schaffen 317 – Schauspieler, Maske 318 – Schuld 320 – Seele 321 – Selbst 321 – Selbstaufhebung 324 – Sklave, Sklaverei 325 – Sokratismus 326 – Sozialismus 327 – Sprachphilosophie 330 – Staat 331 – Strafe 333 – Subjekt 334 – Tanz, Tänzer 335 – Tragödie 336 – Trieb 339 – Typus 341 – Übermensch 342 – Umwertung der Werthe 345 – Unbewußte, Das 347 – Unschuld des Werdens 348 – Vergessen 349 – Wahrheit 350 – Wille zur Macht 351 – Wissenschaft 355 – Zeichen 356 – Zeit 358 – Züchtung 360	
---	--

IV. Lektüren, Quellen, Einflüsse

Altes Testament (<i>Andreas Urs Sommer</i>)	364
Antike, griechische (<i>Andrea Orsucci</i>)	365
Antike, römische (<i>Andrea Orsucci</i>)	379
Christentum (<i>Jörg Salaquarda</i>)	381
Deutsche Klassik und Romantik (<i>Claus Zittel</i>)	385
Deutscher Idealismus (<i>Renate Reschke</i>)	392
Englischer Utilitarismus (<i>Karl Brose</i>)	394
Französische Aufklärung (<i>Giuliano Campioni</i>)	397
Französische Moralistik (<i>Claus Zittel</i>)	399
Malerei/Bildende Kunst (<i>Claus Zittel</i>)	401
Naturwissenschaft (<i>Claus Zittel</i>)	404
Philosophie der Neuzeit (17.–19. Jh.) (<i>Henning Ottmann</i>)	409
Philosophie und Theologie des 19. Jh. (<i>Andreas Urs Sommer</i>)	412
Politik (<i>Urs Marti</i>)	422
Psychologie (<i>Martin Stingelin</i>)	423
Sprachphilosophie (<i>Martin Stingelin</i>)	424

V. Aspekte der Rezeption und Wirkung

Altphilologie (<i>Andrea Orsucci</i>)	428
Architektur (<i>Henning Ottmann</i>)	430
Englischsprachige Welt (<i>Henning Ottmann</i>)	431
Film (<i>David Marc Hoffmann</i>)	434
Frankreich (<i>Knut Ebeling</i>)	435
Geschichte der Nietzsche-Editionen (<i>Katrin Meyer</i>)	437
Geschichte des Nietzsche-Archivs (<i>David Marc Hoffmann</i>)	440
Italien (<i>Giorgio Penzo</i>)	443
Literatur und Dichtung (deutschsprachig) (<i>Bruno Hillebrand</i>)	444
Literatur und Dichtung (fremdsprachig) (<i>Bruno Hillebrand</i>)	466
Musik (<i>Henning Ottmann</i>)	479
Nietzsche-Darstellungen in Malerei und bildender Kunst (<i>Henning Ottmann</i>)	480
Nietzsche-Kult (<i>David Marc Hoffmann</i>)	485
Pädagogik (<i>Christian Niemeyer</i>)	486
Philosophie (<i>Hans-Martin Gerlach</i>)	489
Politik (Faschismus, Nationalsozialismus, Sozialdemokratie, Marxismus) (<i>Hans-Martin Gerlach</i>)	499
Psychologie (<i>Renate Müller-Buck</i>)	509
Rußland (<i>Maria Deppermann</i>)	514
Schweiz (<i>David Marc Hoffmann</i>)	515
Skandinavien (<i>Thomas H. Brobjer</i>)	516
Soziologie (<i>Hubert Treiber</i>)	520
Spanischsprachige Welt (<i>José Jara</i>)	526
Theologie (<i>Peter Köster</i>)	527

Vorwort

Ein Nietzsche-Handbuch ist – der Prominenz des Philosophen zum Trotz – bis heute nicht erschienen. Ein solches Handbuch ist ein Desiderat. Schon die enorme Wirkungsgeschichte Nietzsches ist nahezu unübersehbar geworden. Nach Gottfried Benn war Nietzsche »das größte Ausstrahlungsphänomen der Geistesgeschichte« – ein Wort, das sich auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sowie in unserer Gegenwart erneut bewahrheitet hat.

Die Geschichte dieser enormen Wirkung Nietzsches war überschattet von Moden und Verteufelungen, reichend von der Editions politik des Nietzsche-Archivs und den Machenschaften der Schwester Nietzsches bis hin zu den bekannten politischen Indienstnahmen, sei es durch die nationalsozialistische Kulturpolitik, sei es durch die Instrumentalisierung Nietzsches im Marxismus-Leninismus, die noch in den letzten Lebensjahren der DDR seltsame Blüten trieb.

Vieles ist heute in der Nietzsche-Forschung anders geworden, als es war. Das Erscheinen der Kritischen Gesamtausgabe der Werke und Briefe Nietzsches (Colli/Montinari) hat der Nietzsche-Forschung erstmals eine verlässliche philologische Grundlage gegeben. An die Stelle des Bildes vom einsamen Denker, der unbeeinflusst von anderen Dichtern und Denkern seinen Weg geht, ist heute das Bild eines Nietzsche getreten, dessen Werk aus der Vielzahl der Lektüren und Quellen zu deuten ist, von denen sein Denken beeinflusst war.

Das Nietzsche-Handbuch soll die Diskussionen über Werk und Wirkung, Person und Zeit dokumentieren und erschließen. Es soll fern aller Nietzsche-Verteufelung und fern aller Nietzsche-Verherrlichung nichts als eine Hilfe für die Schule des genauen Lesens sein. In diese führt der Denker und Dichter Nietzsche wie wenige andere sonst, wenn er denn gelesen und nicht nur für die Zwecke der Gegenwart in Dienst genommen wird.

›Wer vieles bringt, wird manchem etwas brin-

gen«. Das Nietzsche-Handbuch stellt Werk und Wirkung, Begriffe und Metaphern, Lektüren und Einflüsse in 169 Artikeln vor. Gleichwohl mag mancher immer noch das eine oder andere Stichwort vermissen. Manche der vorgesehenen Artikel – wie etwa die über *Orte* oder *Dichtung des 19. Jahrhunderts* – haben die Redaktion nicht rechtzeitig erreicht. Für den fehlenden Artikel *Orte* sei verwiesen auf das schöne Buch von D. F. Krell und D. L. Bates, das Texte Nietzsches mit Photographien seiner Arbeits- und Lebensorte vereint (*The Good European. Nietzsche's Work Sites in Word and Image*, Chicago/London 1997). Den einen oder anderen Artikel hat der Herausgeber in letzter Minute beige steuert. Immer noch bestehende Lücken wird erst eine zweite Auflage schließen können.

Die Idee, ein Nietzsche-Handbuch herauszugeben, geht auf Dr. David Marc Hoffmann zurück. Seine jetzige Gestalt gewonnen hat das Handbuch durch die Hilfe von Dr. Bernd Lutz und Dr. Oliver Schütze vom Metzler-Verlag. Zahlreiche Anregungen von Autoren sind berücksichtigt worden. Gedankt sei Frau Dr. Renate Müller-Buck für ihre zügige Übersetzung der Artikel aus dem Italienischen. Ein besonderer Dank gilt Herrn Matthias Eberl, M.A. und Herrn Dirk Lüddecke, M.A. für ihre kritische Lektüre, Herrn Peter Seyferth, M.A. und Herrn Philip Knöll für die redaktionelle Arbeit, die das Erscheinen des Handbuchs zum hundertsten Todestag des Philosophen überhaupt erst ermöglicht hat.

Beiträge zugesagt hatten die Kollegen Ernst Behler, Fritz Bormann, Peter Heller und Jörg Salaquarda, die während der Entstehungszeit des Handbuches verstorben sind. Nur die Artikel von Jörg Salaquarda haben die Redaktion noch erreicht. Möge das Handbuch dem Anspruch genügen, der durch diese Gelehrten in der Nietzsche-Forschung etabliert worden ist!

Henning Ottmann, Juni 2000

Lektürehinweise

Das Handbuch ist in fünf Abteilungen gegliedert. Die erste ist *Zeit und Person* gewidmet, der Epoche und dem Leben Nietzsches sowie jenen Menschen, denen er begegnet ist. Die zweite Abteilung stellt jedes der *Werke* Nietzsches doxographisch und in chronologischer Reihenfolge vor. Dabei werden auch die Gedichte, die Kompositionen, die Philologica, der Nachlaß der 80er Jahre und die Briefe gewürdigt. Die dritte Abteilung ist ein Lexikon, das von »Antisemitismus« bis zu »Züchtung«, von »Aufklärung« bis zu »Zeichen« *Begriffe, Theorien und Metaphern* erläutert. In der vierten Abteilung werden die *Lektüren, Quellen und Einflüsse* aufgeschlüsselt, die in Nietzsches Werke eingegangen und zum größten Teil erst in den letzten Jahrzehnten erschlossen worden sind. Die fünfte Abteilung versucht einen Eindruck zu geben von den *Aspekten der Rezeption und Wirkung*, die in Altphilologie und Pädagogik, Psychologie und Soziologie genauso enorm gewesen sind wie in Architektur und Musik, in Dichtung, Philosophie oder Politik.

Zitiert wird nach der *Kritischen Studienausgabe in 15 Bänden* (KSA). Für die Jugendschriften und die Philologica wird auf die *Kritische*

Gesamtausgabe von Colli und Montinari (KGB) oder – wo noch nötig – auf die *Historisch-kritische Gesamtausgabe* (BAW) zurückgegriffen. Nietzsches Briefe werden durch den Adressaten und das Datum belegt. Briefe an Nietzsche werden nach der *Kritischen Gesamtausgabe der Briefe* (KGB) zitiert. Wo Nietzsche Aphorismen fortlaufend numeriert hat, wird die Nummer des jeweiligen Aphorismus im Zitatnachweis genannt. Nachlaßfragmente werden unter der Sigle »N« unter Angabe des jeweiligen Bandes der KSA aufgeführt. Dazu wird in den meisten Fällen auch die Nummer des jeweiligen Fragmentes mit genannt.

Hinweise auf Spezialliteratur finden sich am Ende eines jeden Artikels. Standardliteratur wird aus der Gesamtbibliographie (S. 533f.) zitiert. Zitate aus Nietzsches Werken werden mit Hilfe der gängigen Siglen nachgewiesen (siehe das Siglenverzeichnis).

Ein alphabetisches Stichwortverzeichnis im Anschluß an diese Hinweise erleichtert die Suche nach Artikeln, auf die durch Pfeile innerhalb einzelner Artikel verwiesen wird.

Artikelverzeichnis

- Also sprach Zarathustra 120–122
Altes Testament (Lektüren, Quellen, Einflüsse) 364–365
Altphilologie (Wirkungsgeschichte) 428–429
Antike, griechische (Lektüren, Quellen, Einflüsse) 365–379
Antike, römische (Lektüren, Quellen, Einflüsse) 379–381
Antisemitismus 184–185
Aphorismus 185–187
Apollinisch-dionysisch 187–190
Architektur (Begriffe, Theorien, Metaphern) 190–191
Architektur (Wirkungsgeschichte) 430–431
Ariadne 191–192
Aristokratie 192–194
Artistenmetaphysik 194–195
Asketismus 195–197
Ästhetik 197–200
Aufklärung 200–202
Barbaren 202–203
Begriff 203
Bewußtsein 203–205
Blonde Bestie 205–206
Briefe 169–178
Buddhismus 206–207
Christentum (Begriffe, Theorien, Metaphern) 207–212
Christentum (Lektüren, Quellen, Einflüsse) 381–385
(Darstellung der antiken Rhetorik) 167
Darwinismus 212–213
Das griechische Musikdrama 161
Das Verhältnis der Schopenhauerschen Philosophie zu einer deutschen Cultur 78
David Strauss der Bekenner und der Schriftsteller 78–80
De Laertii Diogenis fontibus 159–160
De Theognide Megarensi 158
décadence 213–215
Demokratie 215–217
Der Antichrist 132–134
Der Fall Wagner 126–128
Der Florentinische Tractat über Homer und Hesiod, ihr Geschlecht und ihren Wettkampf 160
Der Gottesdienst der Griechen 167
Der griechische Staat 77
deutsch, der Deutsche 217–218
Deutsche Klassik und Romantik (Lektüren, Quellen, Einflüsse) 385–391
Deutscher Idealismus (Lektüren, Quellen, Einflüsse) 392–394
Die dionysische Weltanschauung 162
Die fröhliche Wissenschaft 111–119
Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik 74–76
Die griechischen Lyriker 163–164
Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen 87–89
Die vorplatonischen Philosophen 166
Dionysos-Dithyramben 136–137
Ecce homo 134–136
Einführung in das Studium der platonischen Dialoge 165–166
Einführung in die lateinische Epigraphik 165
Einleitung in die Rhetorik des Aristoteles 167
Einleitung in die Tragödie des Sophokles 164–165
Einsamkeit 218–219
Encyclopaedie der klassischen Philologie 165
Englischer Utilitarismus (Lektüren, Quellen, Einflüsse) 394–397
Englischsprachige Welt (Wirkungsgeschichte) 431–434
Erde: Treue zur Erde 219
Erkenntnis 219–221
Europa, Europäer 221–222
Ewige Wiederkunft 222–230
Experiment, Experimentalphilosophie 230–232
Film (Wirkungsgeschichte) 434–435
Frankreich (Wirkungsgeschichte) 435–437
Französische Aufklärung (Lektüren, Quellen, Einflüsse) 397–399
Französische Moralistik (Lektüren, Quellen, Einflüsse) 399–401
Frau 232–235
Frauen (Zeit und Person) 50–56
Freigeist 235–237
Freunde (Zeit und Person) 35–49
Freundschaft 237–238
Fünf Vorreden zu fünf ungeschriebenen Büchern 76–78

- Gedanken über die Zukunft unserer Bildungsanstalten 77
- Gedichte 150–156
- Geist der Schwere 238–259
- Genie 239–241
- Gerechtigkeit 241–242
- Geschichte der griechischen Beredsamkeit 166–167
- Geschichte der griechischen Literatur 167
- Geschichte der Nietzsche-Editionen 437–440
- Geschichte des Nietzsche-Archivs 440–443
- Gesetz 242–243
- Gesundheit/ Krankheit 243–244
- Gewissen 244–245
- Gott 245–248
- Götzen-Dämmerung 130–132
- Grausamkeit 248
- Griechische Rhythmik 165
- Große Politik 248–250
- Heilig, der Heilige 250–251
- Held, Heros 251–252
- Herrenmoral – Sklavenmoral 253–255
- Historie 255–256
- Homer und die klassische Philologie 160–161
- Homer's Wettkampf 78
- Idiot 256
- Instinkt 256–257
- Irrtum und Schein 257–259
- Italien (Wirkungsgeschichte) 443–444
- Jasagen, Bejahung: Jasagen, Neinsagen 259–260
- Jenseits von Gut und Böse 122–124
- Judentum 260–262
- Jugendschriften (1854–1869) 62–73
- Kapitalismus 262–263
- Kind 263–264
- Kompositionen 179–181
- Kraft 264–265
- Krieg, Kampf 266
- Kultur 266–268
- Lachen 268–269
- Leben 269–271
- Leib/ Körper 271–273
- Leiden 273–275
- Leidenschaft 275
- Liebe 275–276
- Literatur und Dichtung (deutschsprachig) (Wirkungsgeschichte) 444–466
- Literatur und Dichtung (fremdsprachig) (Wirkungsgeschichte) 466–478
- Logik 276–277
- Lüge 277–278
- Lust 278–279
- Malerei/ Bildende Kunst (Lektüren, Quellen, Einflüsse) 401–404
- Masse 279–280
- Menschliches, Allzumenschliches 92–105
- Metapher 280–281
- Metaphysik 281–283
- Mitleid 283–284
- Moral 284–286
- Morgenröthe 103–111
- Musik (Begriffe, Theorien, Metaphern) 286–288
- Musik (Wirkungsgeschichte) 479–480
- Mythos/ Mythologie 288–289
- Nachlaß 1872–1876 87–90
- Nachlaß 1880–1885 138–142
- Nachlaß 1885–1888 143–149
- Natur/ das Natürliche 289–295
- Naturwissenschaft (Lektüren, Quellen, Einflüsse) 404–409
- Nietzsche contra Wagner 129–130
- Nietzsche-Darstellungen in Malerei und bildender Kunst 480–485
- Nietzsche-Kult (Wirkungsgeschichte) 485–486
- Nietzsches Bibliothek 59–60
- Nietzsches Krankheit 57–58
- Nietzsches Leben 9–34
- Nietzsches Zeit 2–8
- Nihilismus 293–298
- Opfern 298–299
- Pädagogik (Wirkungsgeschichte) 486–489
- Pathos der Distanz 299
- Perspektivismus 299–301
- Pessimismus 301–302
- Philologica 157–168
- Philosophie (Wirkungsgeschichte) 489–499
- Philosophie der Neuzeit (17.–19. Jh.) (Lektüren, Quellen, Einflüsse) 409–412
- Philosophie und Theologie des 19. Jahrhunderts (Lektüren, Quellen, Einflüsse) 412–422
- Poetik 302–303
- Politik (Faschismus, Nationalsozialismus, Sozialdemokratie, Marxismus) (Wirkungsgeschichte) 499–509
- Politik (Lektüren, Quellen, Einflüsse) 422–423
- Priester 303–304
- Prolegomena zu den Choephoren des Aeschylus 163
- Psychologie (Lektüren, Quellen, Einflüsse) 423–424

- Psychologie (Wirkungsgeschichte) 509–514
 Rasse: Rassenreinheit, Herrenrasse 304–305
 Rausch 305–306
 Recht 306–308
 Redlichkeit, intellektuelle 308–309
 Religion 309–311
 Renaissance/ Renaissancismus 311–312
 Ressentiment 312–313
 Rhetorik 313–315
 Richard Wagner in Bayreuth 84–86
 Romantik 315–317
 Rußland (Wirkungsgeschichte) 514–515
 Schaffen 317–318
 Schauspieler, Maske 318–320
 Schopenhauer als Erzieher 80–82
 Schuld 320
 Schweiz (Wirkungsgeschichte) 515–516
 Seele 321
 Selbst 321–324
 Selbstaufhebung 324–325
 Skandinavien (Wirkungsgeschichte) 516–520
 Sklave, Sklaverei 325–326
 Socrates und die Tragoedie 161
 Sokratismus 326–327
 Sozialismus 327–330
 Soziologie (Wirkungsgeschichte) 520–526
 Spanischsprachige Welt (Wirkungsgeschichte) 526–527
 Sprachphilosophie (Begriffe, Theorien, Metaphern) 330–331
 Sprachphilosophie (Lektüren, Quellen, Einflüsse) 424–426
 Staat 331–333
 Strafe 333–334
 Subjekt 334–335
 Tanz, Tänzer 335–336
 Theologie (Wirkungsgeschichte) 527–530
 Tragödie 336–339
 Trieb 339–341
 Typus 341
 Ueber das Pathos der Wahrheit 76–77
 Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne 89–90
 Übermensch 342–345
 Umwerthung der Werthe 345–346
 Unbewußte, Das 347–348
 Unschuld des Werdens 348–349
 Unzeitgemäße Betrachtungen 78–86
 Vergessen 349–350
 Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben 82–84
 Vom *Zarathustra* bis zu *Ecce homo* (1882–1889) 120–137
 Von der *Geburt der Tragödie* bis *Richard Wagner in Bayreuth* (1871–1878) 74–86
 Von *Menschliches-Allzumenschliches* bis zur *Fröhlichen Wissenschaft* (1878–1882) 91–119
 Vorlesung über lateinische Grammatik 164
 Wahrheit 350–351
 Wille zur Macht 351–355
 Wir Philologen 162
 Wissenschaft 355–356
 Zeichen 356–358
 Zeit 358–360
 Züchtung 360–361
 Zur Genealogie der Moral 124–126
 Zur Geschichte der Theognideischen Spruchsammlung 158–159

I. Zeit und Person

Nietzsches Zeit

Als jemand, der »in der Sumpfluft der Fünfziger Jahre« aufgewachsen sei, könne er »keinen Zustand der Dinge zugeben, wo der Mucker oben auf ist« (EH, KSA 6, 288). Wie in einem Brennglas verdichtet sich hier das Wort von N.s »exemplarischer Existenz«, von einem Dasein, »in dem die Selbsterfahrung zum Okular der Epochendiagnose wird« (Gerhardt 1996, 87). Vieles scheint von hier aus besehen erklärbar, angefangen von N.s Bewunderung für die »revolutionäre Weise« (Franziska u. Elisabeth N., Anf. Juli 1866), in der Bismarck im Zusammenhang der Begründung des Norddeutschen Bundes agiert hat, über seine gegen Hegel (↑Philosophie) gerichtete Äußerung: »Wer [. . .] erst gelernt hat, vor der ›Macht der Geschichte‹ den Rücken zu krümmen [. . .], der nickt zuletzt chinesenhaft-mechanisch sein ›Ja‹ zu jeder Macht« (HL 8, KSA 1, 309), über Zarathustras Wort: »Sie lauern einander auf, sie lauern einander Etwas ab, – das heissen sie ›gute Nachbarschaft‹« (Za III, KSA 4, 263), bis hin zu seinem Wort in »Frage[n] der Rasse«, wonach ihm als (angeblich) polnischem Edelmann kein Tropfen schlechtes Blut beigemischt sei, »am wenigsten deutsches« (EH, KSA 6, 268). Besondere Beachtung aber verlangt das Wort von einem Dasein, »in dem die Selbsterfahrung zum Okular der Epochendiagnose wird«, im Blick auf N.s Wagnererfahrung. Denn in der Figur Wagners (↑Freunde) und in dem maßgeblich durch Cosima Wagner (↑Frauen) sowie v. Wolzogen organisierten ›Bayreuther Kreis«, der in späterer Phase an der Wagner/Hitler-Verbindung knüpfte (Schüler 1971, 52ff.), kulminierte die Epoche, in der N. zunächst nur den Part des Altphilologen spielte, sich zugleich jedoch als ein durch die Antike belehrter Kulturkritiker verstand, in besonders fragwürdiger und N. anfangs stark beeinflussender Niedergangsgewißheit sowie Aufstieghoffnung.

Dabei ist schon das Wort ›Wagnererfahrung‹ – wie der Überblick über ↑N.s Leben zeigt – wörtlich zu nehmen: Zunächst nämlich blieb N. demonstrativ gelassen. Er säße, so läßt er einen Freund, der ihn für Wagner begeistern will, wissen, gerade an einer »große[n] Arbeit über Theognis«, ein Konzert habe es gestern allerdings

auch gegeben, »oder vielmehr eine Vorlesung, denn das Konzert war die Nebensache« (Gustav Krug, 12. 6. 1864). Jahre später, in seinem letzten Studiensemester, versagt die hier noch bezogene Gelehrtenattitüde. Eine wichtige Veränderung bringt ein Wagnerkonzert, vor allem aber der Umstand, daß N. Wagner persönlich vorgestellt wird. Als besonders bemerkenswert hebt er anschließend hervor, Wagner sei so berühmt, daß er »vom kleinen König« einen Brief nach Leipzig nachgeschickt bekommen habe, der nur mit der Adresse versehen sei: »›an den großen deutschen Tondichter Richard Wagner‹« (Erwin Rohde, 9. 11. 1868). N., so darf man diese Bemerkung vielleicht weiterführen, erlebt sich als Zeitzeuge des Versuchs, Politik und Kunst in Allianz zu bringen (wie am Beispiel Wagners und Ludwigs II., dem ›kleinen König‹, beobachtbar).

Den Part, in den N. dabei hineinrutschte, gab Wagner vor. Einen ersten Hinweis enthält schon seine im Januar 1871 vorgenommene Würdigung N.s als des einzigen außer Konstantin Frantz, »der mir etwas gebracht hat« (C. Wagner 1976, Bd. 1, 338). Damit spielte Wagner auf die Münchner Zeiten 1865/66 an, als er einen auch politisch sehr weitreichenden Einfluß auf den jungen bayerischen Regenten auszuüben suchte und ihn für die Anstellung des bismarckfeindlichen politischen Schriftstellers Frantz und für das von diesem befürwortete Projekt einer Zusammenführung der Mittelstaaten unter Leitung Bayerns gewinnen wollte (Naegele 1995, 346f.). Wagners im September 1865 für Ludwig II. verfaßte These lautete dabei, daß die im 18. Jh. anhebende »Neugeburt des deutschen Geistes« nach wie vor überfällig und damals durch den Umstand verhindert worden sei, daß »Friedrich mit Voltaire französisch philosophierte« (Wittelsbacher . . . 1936, Bd. IV, 9), ein Satz, der nur die Deutung zuließ, daß Wagner für sich am bayerischen Hof jenen Platz beanspruchte, den Voltaire (↑Französische Aufklärung) vorübergehend und mit hemmenden Folgen für die Regeneration des deutschen Geistes in Sanssouci innegehabt hatte (Naegele 1995, 139f.). Noch im März 1866, als sich Wagner gegenüber Frantz in einem Rückblick auf die Hochphase seiner politischen Ein-

wirkung auf Ludwig II. von »bedeutungsvoller Ahnung« davon erfüllt sah, in welchem Sinne und in welcher Weise er »auf Deutschland selbst zu wirken berufen sein möchte«, meinte er die Übereinstimmung mit Frantz in dem vielsagenden Satz bündeln zu können: »mit dem Heil Deutschlands steht und fällt auch mein Kunstideal« (Witelsbacher . . . 1936, Bd. IV, 134f.). 1868 schließlich erklärte sich Wagner über die Frantz-Connection dahingehend, daß bisher wohl selten »eine so vollständige gegenseitige Ergänzung eingetreten« sei wie hier zwischen »dem Politiker und dem Künstler« (Wagner 1868, 196f.). Warum also, so Wagners Überlegung mit Blick auf N., nicht im Verhältnis von Philosoph und Künstler das wiederholen, was sich am Fall Frantz im Verhältnis von Politiker und Künstler bewährt hatte?

Wie sehr Wagner damit bei N. auf Zustimmung stieß, macht ein Brief aus der Zeit von N.s tiefster Wagnerverehrung deutlich. N. erzählt hier, Wagner habe ihm seine noch unveröffentlichte Schrift *Über Staat und Religion* von 1864 gegeben, und er, N., sei ganz begeistert von der »Höhe und Zeitentrücktheit« dieser – aus heutiger Sicht eher peinlich berührenden – »Memoire an den jungen Baiernkönig« (Erwin Rohde, 15. 8. 1869). In ähnliche Richtung weist N.s rückblickend angelegtes Urteil, »gewisse Schriften« Wagners – neben der vorgenannten Schrift nennt er vor allem die *Beethoven*-Abhandlung – brächten jedes »Gelüst zum Widersprechen« zum Verstummen und erzwingen eher »ein stilles innerliches, andächtiges Zuschauen, wie es sich beim Aufthun kostbarer Schreine geziemt« (WB 10, KSA 1, 501f.). Ein Zeugnis dieser »Andächtigkeit« gab N. schon mit seiner ersten *Unzeitgemäßen Betrachtung* über Strauss, insofern er durchaus nicht von allein darauf gekommen war, diesen »Bildungsphilister« mittels einer Arbeit hinzurichten, die noch nicht einmal davor zurückschreckte, Wagners Stil der Polemik auch in ihren antisemitischen Gehässigkeiten zu kopieren (Köhler 1996, 108f.). Vielmehr begegnet einem der Name Strauss neben den Namen Hanslick oder Auerbach unter dem Stichwort »Anzugreifen« (KSA 7, 500) auch auf einer Liste, die N. offenbar nach einem Besuch bei Wagner im Sommer 1872 erstellt hatte.

Den in der ersten *Unzeitgemäßen Betrachtung* unterbreiteten Ertrag in der Sache, nämlich daß

die 7 »Kultur« »vor allem Einheit des künstlerischen Stiles in allen Lebensäußerungen eines Volkes« sei und daß man mit der für die Deutschen kennzeichnenden, auf Nicht-Einheitlichkeit des künstlerischen Stils abstellenden Kultur »keine Feinde bezwingen« könne (DS, KSA 1, 165), hatte N. zuvor schon dargeboten in Texten, von deren Veröffentlichung er in der Regel – und klugerweise – absah. Dies gilt etwa für die in einiger Nähe zu Lagarde zu sehenden, in der pädagogischen Rezeption kaum auf ihren – auch pädagogikinternen (Schneider 1992) – Kontext hin bedachten Bildungsvorträge von 1872 (Niemeyer 1999b), in denen N. von einer »im tiefsten Fundamente ungermanische[n] Civilisation der Franzosen« sowie davon redet, daß das, was »sich jetzt mit besonderem Dünkel »deutsche Kultur« nennt«, nicht mehr sei als ein »kosmopolitisches Aggregat, das sich zum deutschen Geiste verhält, wie der Journalist zu Schiller, wie Meyerbeer zu Beethoven« (N, KSA 1, 690). Spätestens dieser Zusatz erinnert insofern an Wagner, als dieser sich sowohl als Antikosmopolit wie als antisemitischer Meyerbeer-Verächter verstand und unmittelbar zuvor Beethoven einen literarischen Denkstein gesetzt hatte als einem deutschen »Weltbeglückter« und »Bahnbrecher in der Wildnis des entarteten Paradieses« (lies: Frankreich), der, gleichsam im Rahmen eines Kulturfeldzuges, den ersten Rang vor dem deutschen »Welteroberer« (Wagner 1870, 126) beanspruchen könne.

Zusätzlich hatte N. zumindest dem Eingeweihten – und dazu gehörte selbstredend auch Wagner – einen Begriff »des« Journalisten offeriert, der grundsätzlich ausschloß, ihm eine Rolle zuzuschreiben für die Restitution des deutschen Geistes, »der sich in der deutschen Reformation und in der deutschen Musik« ebenso offenbart habe wie »in der ungeheuren Tapferkeit und Strenge der deutschen Philosophie und in der neuerdings erprobten Treue des deutschen Soldaten« (N, KSA 1, 691). Dabei wird man zu berücksichtigen haben, was dem Begriff »Journalist« vom Wagnerkreis ausgehend anhaftete: die Assoziation mit Vokabeln wie »Berlin« sowie »Jude«. Ins Zentrum rückten diese Ausdrücke, weil das Jahr 1871 zwei wichtige, den 7 Antisemitismus jener Epoche nicht unbeeinflusst lassende Ereignisse brachte: die Aufhebung der Beschränkungen der (staats-)bürgerlichen Rechte von Juden (»Jüdische Emanzipation«) sowie den Erfolg der sogenann-

ten jüdischen Pressebarone (u.a. Ullstein und Mosse) insbesondere auf dem Berliner Zeitungsmarkt, bedingt nicht zuletzt durch die Einführung der Reklame als Einnahmequelle (Gay 1993, 168) und mit der Folge, daß der Journalistenberuf zunehmend attraktiv wurde als Ersatzperspektive angesichts der den Juden vielerorts erschwerten Universitätskarriere. Diesen zuletzt angesprochenen eigentlichen Hintergrund dafür, warum »in Deutschland der verdorbene Gelehrte, in den romanischen Ländern der künstlerisch gebildete Mensch zum Journalisten wird«, sprach N. nicht an, wohl aber die Folgen, insofern es im unmittelbar anschließenden Satz heißt: »Mit dieser angeblich deutschen, im Grunde unoriginalen Kultur darf der Deutsche sich nirgends Siege versprechen: in ihr beschämt ihn der Franzose und der Italiäner« (N, KSA 1, 690). Dies zu ändern, war also N.s wie vor allem Wagners Anliegen – jedenfalls, wenn man nur diese frühe Phase in Betracht zieht.

Diesen Eindruck erweckt auch noch N.s über weite Strecken Ende 1871 fertiggestellte *Geburt der Tragödie*. So wird nicht ganz zufällig im Vorwort versichert, man habe es bei dieser Schrift trotz ihres ästhetischen Kerns und der Rückwendung auf die griechische Antike mit einem »ernsthaft deutschen Problem« zu tun, »das von uns recht eigentlich in die Mitte deutscher Hoffnungen, als Wirbel und Wendepunkt hingestellt wird« (GT, KSA 1, 24). Die Druckfassung des Vorworts ist allerdings weniger klar als dessen – deutlich auf Wagner als den ersten Leser setzender – Entwurf vom Februar 1871. Hier heißt es an entscheidender Stelle: »Die einzige produktive politische Macht in Deutschland, die wir Niemanden näher zu bezeichnen brauchen, ist jetzt in der ungeheuersten Weise zum Siege gekommen und sie wird von jetzt ab das deutsche Wesen bis in seine Atome hinein beherrschen«, zumal gelte: »Wer anders als der deutsche Jüngling wird die Unerschrockenheit des Blicks und den heroischen Zug in's Ungeheure haben, um allen jenen schwächlichen Bequemlichkeitsdoktrinen des liberalen Optimismus in jeder Form den Rücken zu kehren und im Ganzen und Vollen ›resolut zu leben?« (N, KSA 7, 355f.). Mit dieser Deutung des Liberalismus als »Krankheitszustand«, »an dem das deutsche Wesen vornehmlich seit der großen Französischen Revolution zu leiden hat« (N, KSA 7, 355), bei gleichzeitiger

Aufwertung jener politischen Macht, die zu dieser Zeit in keiner anderen Figur denn in jener Bismarcks präsent war, hatte N. sich auch in dieser Hinsicht vollständig auf die Seite Wagners geschlagen. Diesem nämlich war die politische Schwäche des von ihm zunehmend als »Phantasten« und »Crétin[]« (C. Wagner 1976, Bd. 1, 167) abgewerteten bayerischen Königs während seiner Münchener Jahre evident geworden. Folglich hatte er beschlossen, ihn nur noch als Mäzen zu nutzen, sich aber in Sachen Bayreuth eher um die Schirmherrschaft Bismarcks und Kaiser Wilhelms I. zu bemühen und schließlich gar, im Mai 1871, einen *Kaisermarsch* in Berlin in Anwesenheit des Kaisers zur Aufführung zu bringen (Naegele 1995, 379).

Die These, N. sei spätestens seit November 1870 nicht mehr »Anhänger Bismarcks und der deutschen Politik« (Ottmann 1991/92, 17) gewesen, ist gleichwohl nicht falsch. Als absurd darf heutzutage beispielsweise der Versuch von N.s Schwester (Förster-N., E.) gelten, die nach 1914 daran ging, den Willen zur Macht als N.s Quintessenz aus seinem Kriegserlebnis von 1870/71 anzubieten (Krummel 1983, 571f.; Niemeyer 1999a, 217ff.). Auch muß man die offiziellen von den privaten Mitteilungen N.s trennen. So äußerte N. unmittelbar nach seinem krankheitsbedingten Ausscheiden aus seinem Dienst als freiwilliger Krankenpfleger gegenüber seinem damals wohl besten Freund v. Gersdorff (♂Freunde) im Hinblick auf »die ungeheuren nationalen Erfolge« im deutsch-französischen Krieg: »Im Vertrauen: ich halte das jetzige Preußen für eine der Cultur höchst gefährliche Macht« (Carl v. Gersdorff, 7. 11. 1870). Und noch gut achtzehn Jahre später spottete er aus Nizza gegenüber einem damals in Kairo weilenden Bekannten darüber, daß Gott »mit dem ihm eigenen Cynismus, gerade über u n s seine Sonne schöner scheinen [läßt] als über das so viel achtbarere Europa des Herrn von Bismarck (– das mit fiebrhafter Tugend an seiner Bewaffnung arbeitet und ganz und gar den Aspekt eines heroisch gestimmten Igels darbietet.)« (Reinhart v. Seydlitz, 12. 2. 1888). Das Resümee stand für ihn außer Frage: »In der Hauptsache – und das bleibt die Cultur – kommen die Deutschen nicht mehr in Betracht«, weil sie Themen Vorrang gäben wie »Wirtschaft, Weltverkehr, Parlamentarismus, Militär-Interessen« (GD, KSA 6, 106). Diesem Resümee

kam zumal in einer Zeit, in der Deutschland im Gegenzug zu dem von Bismarcks Diplomatie konservierten labilen europäischen Gleichgewicht »ruhelos, ehrgeizig und unvorsichtig« agierte und seiner Macht als der seit 1871 stärksten Kontinentalmacht zunehmend bewußt wurde (Barraclough 1960, 736), einige Bedeutung zu. Dies gilt vor allem auch deshalb, weil N. in einer Nachlaßvariante ausdrücklich noch hinzusetzte, daß den »Deutschen von Heute«, eben weil sie »keine Denker« mehr seien, der »Wille zur Macht« »sch(we)r verständlich« (N, KSA 12, 450) sei. Denn es war exakt dieser Satz, den Förster-N. aus Sorge, der seit 1888 regierende Kaiser Wilhelm II. könne sich andernfalls gegen N.s Philosophie stellen, durch die von ihr erstellte Fälschung ersetzte: »Der Wille zur Macht als Princip wäre ihm (*dem Kaiser*) schon verständlich!« (KSA 14, 743)

Erst in Kenntnis dieser Fälschung läßt sich das ganze Ausmaß der auch politischen Distanz N.s gegenüber Wagner ermesen. Sie stellte sich parallel zur Reichsgründung im Januar 1871 ein, und eskalierte 1879, drei Jahre nach der gleichsam offiziellen Loslösung N.s von Wagner im Verlauf der Bayreuther Festspiele. In einer kleinen Bemerkung ließ sich N. nur noch mit Hohn über den von ihm selbst im Februar 1871 sowie von Wagner in *Deutsche Kunst und deutsche Politik* popularisierten Typus des patriotischen »deutschen Jünglings« aus, den Erben der »Prediger[] des Franzosenhasses«, der sich zumal im Blick auf die ihn auszeichnenden, angeblich typisch »deutschen Tugenden« undankbar verhalte gegenüber seinen eigentlichen Großvätern, die er »in Paris, in Genf« (WS, Nr. 216, KSA 2, 652) suchen müsse, sprich: derer er in Gestalt Voltaires – ein Name, der hier allerdings nicht expressis verbis genannt wird – bzw. Rousseaus (↑Französische Aufklärung) habhaft werde. Diese Wendung im Verein mit N.s unmittelbar in diese Phase fallende Freundschaft mit Rée (↑Freunde) veranlaßte C. Wagner offenbar, einer Freundin den ihrer Meinung nach letzten Grund für den Wandel in N.s Anschauungen zu enthüllen: »Schließlich kam noch Israel hinzu in Gestalt eines Dr. Rée, sehr glatt, sehr kühl, gleichsam durchaus eingenommen und unterjocht durch N., in Wahrheit aber ihn überlistend, im Kleinen das Verhältnis von Judäa und Germania. N. wußte nichts von Voltaire noch von französischer Literatur. Ich

würde eine Wette eingehen, daß er jetzt noch gar nichts davon weiß« (zit. n. Du Moulin Eckart 1929, 842). Für sie war also alles klar: N., der noch in Vorarbeiten zu seinem Erstling gegen die »gänzlich ungermanische [...], ächt romanisch flache [...] Philosophie« (N, KSA 7, 346) der ↑Französischen Aufklärung angeschrieben hatte, war vom vielversprechenden Anhänger ihres Mannes zum billigen Epigonen eines zweitrangigen jüdischen Literaten verkommen.

Tatsächlich könnte man N.s 1878 geführten Angriff auf die »litterarische Unart [...], die Juden als Sündenböcke aller möglichen öffentlichen und inneren Uebelstände zur Schlachtbank zu führen« (MA I, Nr. 475, KSA 2, 310), als einen verdeckten, durch Rée angeregten Angriff auf Wagner lesen, mit dem sich N. zugleich erstmals öffentlich als Gegner des Antisemitismus zu profilieren suchte. Die klarsten Zeugnisse in letztgenannter Hinsicht gibt N. 1886, als er sich bei seinen Lesern für eine »politische[] Infektion« entschuldigt, die er sich bei »einem kurzen gewagten Aufenthalt auf sehr inficirtem Gebiete« (JGB, Nr. 251, KSA 5, 192f.) – zu vermuten ist Tribtschen (vgl. Niemeyer 1998, 174f.) – zugezogen habe. Gleichsam als aktualisierten Beleg zitiert er Volkes Stimme: »Keine neuen Juden mehr hinein lassen! Und namentlich nach dem Osten (auch nach Östreich) zu die Thore zusperren!« also gebietet der Instinkt eines Volkes, dessen Art noch schwach und unbestimmt ist«, und setzte hinzu, daß »es vielleicht nützlich und billig wäre, die antisemitischen Schreihälse des Landes zu verweisen« (JGB, Nr. 251, KSA 5, 193f.). Zu dieser Passage gehört ein erläuternder Zusatz – »(man sehe sich doch diese armen Historiker, diese Sybel und Treitschke und ihre dick verbundenen Köpfe an –)« (JGB, Nr. 251, KSA 5, 192) –, der deutlich macht, daß N. hier von seiner frühen antisemitischen Journalistenkritik abgerückt ist. Offenbar hat er sehr genau die Gefahr registriert, die von Gelehrten ausging, die, wie v. Treitschke im November 1879, »Volkes Stimme« in der bezeichneten Weise Ausdruck gegeben hatten (Kostprobe: »[...] über unsere Ostgrenze aber dringt Jahr für Jahr aus der unerschöpflichen polnischen Wiege eine Schar strebsamer hosenverkaufender Jünglinge herein, deren Kinder und Kindeskinde dereinst Deutschlands Börsen und Zeitungen beherrschen sollen [...]«; zit. n. Ferrari-Zumbini 1995, 133).

Eine Darlegung der Position N.s gegenüber den geistigen Tendenzen seiner Epoche wäre unvollständig, wenn unerörtert bliebe, daß N. Tönnies als »Philosoph[] des Kapitalismus« (Tönnies 1893, 103) galt, während er von anderen für eine »Gegenwelle der Aristokratisierung« gegen die »grosse[] Schlammwelle der Demokratisierung« (v. Salis-Marschlins 1897, 1) in Anspruch genommen wurde. Nimmt man, nach einhundert Jahren Wirkungsgeschichte, die einschlägigen Forschungsergebnisse im Blick auf N.s politische Philosophie im Zusammenhang (Ottmann ²1999; Marti 1993), ist kaum der Unwille zu übersehen, den N.s Skepsis gegenüber der Gleichheits- und Demokratieidee als der maßgebenden Idee seiner Epoche immer wieder erregte und nach wie vor erregt. Dabei sind allerdings Differenzierungen angebracht. Wenn beispielsweise der N. der Bildungsvorträge strengen Gehorsam »unter dem Scepter des Genius« (N, KSA 1, 680) fordert und die »wahre Bildung« als diejenige bestimmt, »welche an der aristokratischen Natur des Geistes festhält« und die insofern nicht »Bildung der Masse« beanspruche, sondern »Bildung der einzelnen ausgelesenen, für große und bleibende Werke ausgerüsteten Menschen« (N, KSA 1, 698), sollte man nicht überhören, welchem Genius (wiederum Wagner) er damit gleichsam höchst privatim Gehorsam schwört – keine zureichende Textbasis, so möchte man ergänzen, auf der sich ein verallgemeinerungsfähiges Urteil über N.s bildungs- oder demokratietheoretische Grundoption erstellen läßt.

Umgekehrt verhält es sich, wenn N. von einem »Rudel blonder Raubthiere« – in Analogie zum bekannteren Schlagwort von der »blonden Bestie« – spricht und gleichsam erläuternd anfügt: »Wer befehlen kann, wer von Natur »Herr« ist, wer gewalthätig in Werk und Gebärde auftritt – was hat der mit Verträgen zu schaffen!« (GM, KSA 5, 324) Denn hier, bei diesem vergleichsweise späten Textstück, bei dem ein Bezug zu Wagner nicht auszumachen ist, mag zwar die Sprache als ungebührlich rau empfunden werden. Die Sache selbst scheint aber kaum zu beanstanden: Es gibt keinen Grund anzunehmen, N. verbinde mit der in Rede stehenden Textpassage ein Statement in Sachen Demokratietheorie, beabsichtige also anderes als den Tadel von Sozialvertragstheorien, die naiv sind gegenüber dem Charisma handlungsentschlossener Staatengrün-

der – Zusammenhänge, die erkannt werden wollen und erkannt werden können.

Die Forderung nach Zusammenhangsberücksichtigung scheint dort besonders sinnvoll, wo N. nach wie vor mit dem stärksten Widerspruch zu rechnen hat: auf dem Feld des sozialpolitischen Denkens. Liest man N. flüchtig, scheint die Industrialisierung, die sich beschleunigende Verstädterung bei anhebendem Bevölkerungswachstum, der »Gründerkrach«, die »Arbeiterbewegung« oder, globaler gesprochen, die »soziale Frage« und die in Reaktion auf sie einsetzende Sozialpolitikdebatte der Bismarck-Ära gar nicht stattgefunden bzw. in ihm einen ihren verbissensten Spötter gefunden zu haben. Für Spott zeugt beispielsweise seine Kritik der Besitztümer als der »giftträgerischen Verbreiter jener Volkskrankheit, welche als socialistische Herzenskrätze sich jetzt immer schneller der Masse mittheilt« (MA II, Nr. 304, KSA 2, 503). N.s in diesem Zusammenhang formulierter Rat an die Besitzenden: »Euch müsst ihr zuerst besiegen, wenn ihr irgendwie über die Gegner eures Wohlstandes siegen wollt« (ebd.), tat diesen im übrigen kaum weh, sondern half ihnen, jene »Volkskrankheit« im Besitz als solchem zu verorten, nicht aber in dessen ungerechter Verteilung. Diese Art Skepsis gegenüber dem »Mitleid« rief in einer Zeit »des industriellen Massengiftmordes, der finanziellen Plünderungszüge« und »der junkerlich-agrarischen Jagdfreiheit« (Eisner 1892, 61) schärfsten Widerspruch hervor. Nur gelegentlich wurde eingeräumt – so von Simmel (»Soziologie«) –, daß N. die Gründerjahre mit »einzigartiger Klarheit« als »ein schreckhaftes Symbol von volkswirtschaftlicher Ausschweifung, Unsolidität, übermäßigem Materialismus« gelesen habe, wenngleich davon der Vorwurf unberührt blieb, N. habe an den in Reaktion darauf aufsteigenden sozialen Bewegungen nur das Äußerliche, Materialistische, Ungeistige gesehen, nicht aber begriffen, »welche ungeheure weltgeschichtliche Idee [...] mit ihr jenen Materialismus zu durchdringen begann« (Simmel 1914, 22ff.). Entsprechend dieser Vorgaben wird N. noch in einem Zeugnis aus neuerer Zeit vorgehalten, »zeitgleich zum Beginn des Ausbaus des [...] Sozialstaats« (Thiersch 1995, 30f.) und im Einvernehmen mit den Urhebern des Manchester-Liberalismus eine »historisch gewachsene Anti-Sozialstaatsrhetorik« (Thiersch 1995, 214) vertreten zu haben.

Immerhin läßt sich zumal aus postsozialistischer Sicht kaum übersehen, daß N.s Votum denen gegenüber, die ein »Reich der Gerechtigkeit und Eintracht auf Erden« anstreben, ohne zu sehen, daß dieses »unter allen Umständen das Reich der tiefsten Vermittelmässigung und Chineserei sein würde« (FW, Nr. 377, KSA 3, 629), offenbar nicht ganz unberechtigt war. Selbst Natorp, der sich als zeitgenössischer Widerpart N.s begriff und – unter dem Titel ›Sozialpädagogik‹ – einige Propaganda machte für eine durch den (Sozial-)Staat zu verbürgende Politik der sozialen Gerechtigkeit und gemeinschaftsvermittelten Erziehung, warnte davor, daß ein »Übermaß von Staatlichkeit [...] immer eine ungesunde innere Verfassung des sozialen Körpers« (Natorp 1924, 87) verrate, was sich fast wie die Paraphrase eines fünfzig Jahre älteren Statements N.s liest: »Je besser der Staat eingerichtet ist, desto matter die Menschheit« (N, KSA 8, 91). Am Ende dessen erwartete N. – in Anspielung auf ein Wort Goethes – »die Erde als Hospital: und ›Jeder Jedermanns Krankenpfleger‹ wäre der Weisheit letzter Schluß« (N, KSA 12, 181). Durchaus in der Linie dieser Kritik hat man auch in der Weimarer Epoche die Etablierung des ›Wohlfahrtsstaates‹ gelegentlich mit den skeptischen Worten kommentiert, daß am »Ende einer solchen Entwicklung« ein Zustand erreicht sein könne, »in dem jedem einzelnen Menschen für alle vorkommenden Notfälle [...] und für alle Lebensalter [...] ein Stab wegweisender Fürsorger und Berater zur Verfügung steht« (Fischer 1925, 332). In wesentlich schärferer Form artikuliert sich dieses Unbehagen gut zwanzig Jahre später, als Horkheimer und Adorno aus dem nordamerikanischen Exil heraus und namens der Kritischen Theorie (≠Politik) darüber klagten, daß überall »Nachbarn, Sozialfürsorger [...] und Heimphilosophen [bereitstünden] mit dem Herzen auf dem rechten Fleck, die aus der gesellschaftlich perpetuierten Misere [...] heilbare Einzelfälle machen« (Horkheimer/Adorno 1982, 135). Offenbar, so ließe sich ausgehend von diesen prominenten Beispielen resümieren, war das treibende Motiv in N.s analog angelegter Sozialstaatskritik nicht ein sozialzynisches, sondern es war geprägt von der Sorge um den Rückgewinn von Subjektivität in einer verwalteten Welt, die es in ihrer kolonialisierungsträchtigen Neugier für das Schicksal des in Not Geratenen zu depotenzieren galt. So

gesehen war aber N. ein durchaus hellsichtiger Diagnostiker der ≧décadence‹ seiner Zeit.

Literatur: Wagner, R.: Zur Widmung der zweiten Auflage von Oper und Drama (1868), in: ders.: Gesammelte Schriften und Dichtungen. Bd. 8, Leipzig ⁴1907, 195–199; Wagner, R.: Beethoven (1870), in: ders.: Gesammelte Schriften und Dichtungen. Bd. 9, Leipzig ⁴1907, 61–126; Eisner, K.: Psychopathia spiritualis. F.N. und die Apostel der Zukunft, Leipzig 1892; Tönnies, F.: N.-Narren (1895), in: ders.: Der N.-Kultus. Eine Kritik. Hrsg. v. G. Rudolph. Berlin 1990, 98–104; v. Salis-Marschlins, M.: Philosoph und Edelmensch, Leipzig 1897; Förster-N. 1904; Jodl, F.: Das N.-Problem (1905), in: ders.: Zur neueren Philosophie und Seelenkunde. Aufsätze, ausgew. u. hrsg. v. W. Börner, Stuttgart/Berlin o. J., 87–106; Simmel, G.: Deutschlands innere Wandlung (1914), in: ders.: Der Krieg und die geistigen Entscheidungen. Reden und Aufsätze, München/Leipzig 1917, 7–30; Natorp, P.: Der Deutsche und sein Staat, Erlangen 1924; Fischer, A.: Die Problematik des Sozialbeamtentums (1925), in: Leben und Werk. Bd. 3/4, München 1954, 319–349; Du Moulin Eckart, R. Graf: Cosima Wagner. Ein Lebens- und Charakterbild, Berlin 1929; Wittelsbacher Ausgleichs-Fonds/Wagner, W. (Hgg.): König Ludwig II. und Richard Wagner. Briefwechsel, Bde. I–IV, Karlsruhe 1936; Barraclough, G.: Das europäische Gleichgewicht und der neue Imperialismus, in: Propyläen Weltgeschichte, hrsg. v. G. Mann/A. Heuss, 8. Bd., 2. Halbb., Frankfurt a. M. u. a. 1960, 705–739; Schüler, W.: Der Bayreuther Kreis von seiner Entstehung bis zum Ausgang der Wilhelminischen Ära. Wagnerkult und Kulturreform im Geiste völkischer Weltanschauung, Münster 1971; Wagner, C.: Die Tagebücher, Bde. 1–4, hrsg. v. M. Gregor-Dellin/D. Mack, München/Zürich 1976; Horkheimer, M./Adorno, Th. W.: Dialektik der Aufklärung, Frankfurt a. M. 1982; Krummel 1983; Ottmann 1987, ²1999; ders.: N. und die deutsche Politik, in: Jahresschrift der Förder- und Forschungsgemeinschaft F.N. e.V. Bd. II (1991/92), 17–30; Schneider, J.: N.s Basler Vorträge ›Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten‹ im Lichte seiner Lektüre pädagogischer Literatur, in: NSt 21 (1992), 308–325; Ferrari-Zumbini, M.: »Ich lasse eben alle Antisemiten erschießen«. Anmerkungen zum Thema: N. und der real existierende Antisemitismus, in: Wagner – N. – Thomas Mann. Festschrift für Eckhard Heftrich, hrsg. v. H. Gockel/M. Neumann/R. Wimmer, Frankfurt a. M. 1993, 123–140; Gay, R.: Geschichte der Juden in Deutschland. Von der Römerzeit bis zum Zweiten Weltkrieg, München 1993; Marti, U.: »Der grosse Pöbel- und Sklavenaufstand der Moral«. N.s Auseinandersetzung mit Revolution und Demokratie, Stuttgart/Weimar 1993; Naegele, V.: Parsifals Mission. Der Einfluß Richard Wagners auf Ludwig II. und seine Politik, Köln 1995; Thiersch, H.: Lebenswelt und Moral. Beiträge zur moralischen Orientierung sozialer Arbeit, Weinheim/München 1995; Gerhardt 1996; Köhler, J.: F.N. und Cosima Wagner. Die Schule der Unter-

werfung, Berlin 1996; Niemeyer, Ch.: N.s andere Vernunft. Psychologische Aspekte in Biographie und Werk, Darmstadt 1998; Niemeyer, Ch.: »Plündernde Soldaten«. Die pädagogische N.-Rezeption im Ersten Weltkrieg, in: Zs. f. Pädagogik 45 (1999), 209–229 (1999a); Niemeyer, Ch.: N.s Vorträge »Über die Zukunft unserer

Bildungsanstalten« im Kontext. Kritische Anmerkungen aus rezeptionsgeschichtlicher Perspektive mit Schwerpunkt auf Wagner, Lagarde und Langbehn, in: Viertelj. f. Wiss. Pädagogik 75 (1999), 175–207 (1999b).

Christian Niemeyer

Nietzsches Leben

Als noch nicht Dreißigjähriger meinte N.: »Schenkt mir erst Leben, dann will ich euch auch eine neue Cultur daraus schaffen!« (HL 10, KSA 1, 329). Mit diesem stolzen Ausruf begründete er seinen Ruf als Stichwortgeber der um die Jahrhundertwende sich zur Jugendbewegung sammelnden bürgerlichen Jugend als einer »erste[n] Generation«, die nicht nach dem »leere[n] ›Sein« fragt, sondern nach dem »volle[n] und grüne[n] ›Leben« (HL 10, KSA 1, 328f.). Gleichwohl: Das ›volle‹, ›grüne‹ Leben war N., von eher vagen Intermezzi abgesehen, nicht vergönnt, aber er entwickelte auch und gerade aus dem ihm vorenthaltenen Leben um so nachdrücklicher die gegenwirkende Vision eines rauschhaft-intensiven, lebens- und weltgestaltenden Zusammenstehens mit Menschen gleichgerichteter Aufgeklärtheit. Daß man um diese Zusammenhänge wissen müsse, hätte er selbst wohl am allerwenigsten bezweifelt. Der Biograph – so schrieb er einmal – »muss nach dem Grundsatz über das Leben denken, dass keine Natur Sprünge macht«, und er habe entsprechend die Aufgabe, die »Verzahnungen« aufzufinden, »wo das neue Gebäude [eines von ihm untersuchten Denkers; d. Verf.] aus dem älteren herauswächst« (WS, Nr. 198, KSA 2, 640). Entsprechend liegt es nahe, auch N.s Leben unter der Maßgabe zu analysieren, jene ›Verzahnungen‹ zu verdeutlichen und für die Werkinterpretation fruchtbar zu machen (vgl. auch Niemeyer 1998).

I. Kindheit und Jugend (1844–1864)

N. wurde er am 15. Oktober 1844 in Röcken als Sohn des Pfarrers Carl Ludwig N. (1813–1849) und dessen Frau Franziska (1826–1897) geboren. Schon bald bekam er eine Schwester namens Elisabeth (1846–1935) (↑Frauen) sowie einen Bruder namens Joseph (1848–1850). Dem Tod des Brüderchens ging noch der des Vaters am 30. Juli 1849 voraus, was die junge Witwe zwang, das Pfarrhaus in Röcken zugunsten einer Übersiedlung zu den Verwandten ihres Mannes nach Naumburg zu verlassen. Für einen weiteren zentralen Einschnitt steht der Wechsel N.s vom

Naumburger Domgymnasium zur Landesschule Pforta im Jahre 1858. An dieser äußerst anspruchsvollen und wegen ihrer prominenten Absolventen renommierten Ausbildungsstätte, an der N. einen Freiplatz erhielt, sah er sich schon bald in die ↑Altphilologie hineingezogen, der er dann auch mit Aufnahme seines Studiums im Herbst 1864 nachgehen sollte.

Schon dieser kurze Abriss über Kindheit und Jugend erhebt den Tod des Vaters zum zentralen Ereignis. N., damals noch keine fünf Jahre alt, erlebte das monatelange Siechtum des Vaters hautnah mit und wandte sich in seiner Not immer wieder an Gott (Schmidt 1995, 56). Aus dem gleichwohl eingetretenen Tod des Vaters hat er offenbar entnommen, daß Gott nicht hören wollte oder daß Erwachsene über seine Macht unzutreffende Vorstellungen vertraten. Beide Fragen beschäftigten den jungen N. nachhaltig, auch in literarischer Form (Schmidt 1991, 733f.), so daß es naheliegt, von diesem Ereignis ausgehend N.s »Vernichtungskampf gegen den alten Gott« zu datieren, ebenso übrigens wie seinen »Befreiungskampf um den ›unbekannten Gott« (Kreis 1986, 15). Es war dieser Gott, den N. schon in einem Primanergedicht angerufen hat als denjenigen, den er kennenlernen will und dem er künftig sein Leben zu weihen sich vornimmt (BAW 2, 428).

N. beschäftigte im Zusammenhang des Todes seines Vaters aber nicht nur dieser ins Grundsätzliche weisende Aspekt, sondern auch – und dies zumal mit seiner ↑Krankheit – die Frage, woran sein Vater eigentlich gestorben war. Die offizielle Diagnose lautete auf ›Gehirnerweichung‹, aber dies war eher ein Verlegenheitsausdruck der damaligen Medizin, hinter dem sich ein Schlaganfall oder ein – möglicherweise durch ein Kopftrauma im Wachstum beschleunigter – Gehirntumor ebenso verbergen konnte wie eine syphilitogene Paralyse (Volz 1990, 35f.). In jedem Fall war hinreichend Raum für das Einbringen erbgenetischer Gesichtspunkte gegeben, die erstmals im Zusammenhang der auffälligen Ersterkrankung N.s aktiviert wurden, zumal des Vaters Symptome – u. a. Anfälle heftiger Kopfschmerzen schon während der Schülerzeit (Schmidt 1995,

43) – deutlich an die des Sohnes erinnerten. N.s Vater; so vermerkte denn auch das Krankentagebuch Pfortas im August 1862 im Anschluß an einen der um diese Zeit recht zahlreichen Aufenthalte N.s in der Krankenstation seiner Schule, »starb jung an Gehirnerweichung und war im hohen Alter gezeugt; der Sohn in der Zeit, wo der Vater schon krank war. Noch sind keine schweren Zeichen sichtbar, wohl aber Rücksicht auf die Antecedentien nötig« (zit. n. Volz 1990, 329). Hinter dieser Bemerkung verbarg sich offenbar auch die Sorge, N.s Vater, der noch in den dreißiger Jahren in einigen französischen Studien als hereditär relevanter Syphilitiker verdächtigt wurde (Volz 1990, 28), könne auch als Krankheitsüberträger in diesem spezifischen Sinn in Betracht kommen – ein Gesichtspunkt, der sich in N.s subjektiven Krankheitstheorien möglicherweise spiegelt (Niemeyer 1998, 68ff.).

In jedem Fall irritieren Bemerkungen N.s wie die folgenden: »Die Phantasie des Kranken beruhigen, dass er wenigstens nicht, wie bisher, mehr von seinen Gedanken über seine Krankheit zu leiden hat, als von der Krankheit selber, – ich denke, das ist Etwas!« (M, Nr. 54, KSA 3, 57). Jahre später, unter dem Einfluß erbbiologischer Lektüre, notiert N.: »Es ist gar nicht möglich, dass ein Mensch nicht die Eigenschaften und Vorlieben seiner Eltern und Altvordern im Leibe habe: was auch der Augenschein dagegen sagen mag«. Als Beispiele nennt er: »widrige Unenthaltbarkeit«, »Winkel-Neid« oder eine »plumpe Sich-Rechtgeberei«, etwas, was auf das Kind so sicher übergehe wie – man höre und staune – »verderbtes Blut« (JGB, Nr. 264, KSA 5, 219). Ein Jahr darauf schreibt N.: »Die Leidenden [...] durchwühlen die Eingeweide ihrer Vergangenheit und Gegenwart nach dunklen fragwürdigen Geschichten, wo es ihnen freisteht, in einem quälenden Verdachte zu schwelgen und am eignen Gifte der Bosheit sich zu berauschen – sie reißen die ältesten Wunden auf, sie verbluten sich an längst ausgeheilten Narben, sie machen Übelthäter aus Freund, Weib, Kind und was sonst ihnen am nächsten steht« (GM III, Nr. 15, KSA 5, 374f.). Der Umstand, daß N. hier seinen Vater, der ihm zumindest in der hier erörterten Frage »am nächsten steht«, nicht auflistet, ist schon fast ein Eingeständnis, daß hier von keinem anderem als von diesem, unter der Rubrik »Übeltäter«, die Rede ist. Und auch wenn man diesen Schluß

nicht teilt, liegt zumindest die These nahe, daß N.s Philosophieren – insbesondere jenes über Krankheit, Tod und Glaubenszweifel – auch Themen des Biographischen variiert und insoweit einen Beleg gibt für den Sinn der auch von N. geteilten Forderung Lou v. Salomé's (↑Frauen), wonach es gelte, »philosophische[] Systeme auf Personal-Acten ihrer Urheber« zu reduzieren (Lou v. Salomé, 16. 9. 1882).

Zu N.s Vater und insbesondere zu seinen – offenbar recht autoritären (Bohley 1987, 171; Gabel/Jagenberg 1994, 38; Schmidt 1995, 47) – Erziehungsmethoden ließe sich noch einiges berichten, bis hin zu der These von einer »die ganze Charakterstruktur bestimmenden existentiellen Depression« (Goch 1994, 101). N. selbst konnte nur wenig einbringen, obgleich er noch 1861 versicherte, sich an seinen Vater genau erinnern zu können: »Sein Bild steht noch lebendig vor meiner Seele: eine hohe, schmachtige Gestalt mit feinen Gesichtszügen und wohlwollender Freundlichkeit« (BAW 1, 281). Unter dem Strich aber hat man den Eindruck, als sei N. lediglich dem ihm Kolportierten gefolgt. »Mit Geist und Gemüth begabt, mit allen Tugenden eines Christen geschmückt, lebte er ein stilles, einfaches, aber glückliches Leben und wurde von allen, die ihn kannten, geachtet und geliebt«, lesen wir beispielsweise in einem Rückblick N.s von 1858, in welchem er das »vollendete Bild eines Landgeistlichen« (BAW 1, 1) skizziert. Drei Jahre später wird dieses Porträt mit Superlativen wie: »der zärtlichste Gatte«, »der liebevollste Vater« (BAW 1, 282) deutlich aufpoliert. Fast scheint es so, als halte sich N. konsequent an seinen Aphorismus: »Wenn man keinen guten Vater hat, so soll man sich einen anschaffen« (MA I, Nr. 381, KSA 2, 266).

Besonders fragwürdig profilierte sich auf diesem Felde N.s Mutter, die erkennbar darum bemüht war, ihre Art der Huldigung des Andenkens an den Verstorbenen zu einer Sache aller zu machen. In den Schlußformeln vieler ihrer Briefe an den Sohn ist denn auch der Vater präsent. Mitunter fungiert er als gleichsam außerirdischer Zaungast innerweltlichen Geschehens. Auch N.s Schwester schreibt, daß des Vaters »Geist und seine Ansichten [...] unseren ganzen Haushalt und unsere Kindheit [beherrschten], ihm Ehre zu machen, mußte unser höchstes Bestreben sein, weshalb unser weiblicher Haushalt im Grunde

doch unter männlicher Leitung stand« (Förster-N. 1935, 25). Wo aber der tote Vater immer wieder neu als Sitteninstanz heraufbeschworen und insoweit »vom Toten nicht realitätsangemessen Abschied genommen wird, erscheint er als Gespenst – wie in N.s Leben« (Figl 1995, 54).

Entsprechend diesen Vorgaben nimmt es kaum wunder, daß N.s Schulzeit durch Strenge und hohe Leistungsanforderungen gekennzeichnet war: »Feiere [...] recht gesund und vergnügt«, wird N. schon zu seinem achten Geburtstag von Freunden des Vaters ermahnt, »denn [...] es sind nun nur noch wenige Jahre, wo Du dann fort auf eine hohe Schule kommst, damit du etwas tüchtiges lernst, so wird es nicht lange dauern so bist Du Pfortener Alumnus, dann Student, dann Candidat, und endlich Herr Pastor« (von Selma Obwald, 14. 10. 1852). Kindheit war bei dieser Lesart eine störende Episode auf dem Weg zum Erwachsensein, eine Lesart, die N. sich, angetrieben durch das ihm vorgehaltene Leitbild, rasch zu seiner eigenen machte. Seine frühen Briefe legen Zeugnis ab für einen sehr ernsten und arbeitsamen Schüler, der spürt, daß das Vaterbild in ihm fordernd sich regt. Typisch dafür ist etwa die Notiz des Dreizehnjährigen: »Ich will aber nun schließen, da ich noch ungemein zu arbeiten habe« (David Ernst und Wilhelmine Oehler, 1. 11. 1857), oder die andere, einige Monate spätere: »Spazierengehen ist mir jetzt etwas ganz unbekanntes da ich stets nach den Baden sowohl der Zeit als der Kräfte dazu entbehre« (Rosalie N., 1. 7. 1858). Die Reformpädagogik sollte derartige Klagen später unter dem Thema der Überbürdung verhandeln und in Projekte der Reform des gymnasialen Lehrplans einmünden lassen. N. hingegen genoß trotz gerade bei ihm zutage tretender Überbürdungseffekte seinen Schulerfolg als Zeichen für die sich in ihm dokumentierende Nähe zum Vater.

Folglich stilisierte er auch den Urgrund seines Naturells aus der gleichsam offiziellen Kolportage. Sein Vater habe »die Keime des Ernsten, Betrachtenden« (BAW 3, 67) in seine Seele gelegt, heißt es 1864 in einer autobiographischen Notiz. Ein Jahr später versieht er seine Klage über die des Wetters wegen ausstehende Heiterkeit seines Gemüts mit dem denkwürdigen Zusatz: »aber nein, Heiterkeit ist mir fremd, sage ich lieber Ruhe« (Franziska und Elisabeth N., 26. 10. 1865). Und noch zehn Jahre später äußerte N.

gegenüber seinem Freund Rohde: »ich gerathe mitunter in eine schreckliche Klagerei und bin immer mir einer tiefen Melancholie meines Daseins bewusst, bei aller Heiterkeit« (Erwin Rohde, 14. 5. 1874). Auch der Eindruck seines Freundes Deussen (↗Freunde) unterstreicht diesen Aspekt: »N. war von Haus aus eine tieferne Natur [...]; ich habe viele geistvolle Bemerkungen, aber selten einen guten Witz von ihm zu hören bekommen« (Deussen 1901, 85). Entsprechend spärlich sind Berichte über Jugend- und Schulstreiche.

Mit der »außerordentlichen Natur« (Franz Overbeck, 14. 9. 1884) seines Vaters erklärte N. auch seine Bereitschaft, der Schwester gegenüber immer wieder zu schnell einzulenken. Diese selbst redete ihrem Bruder ein, daß sein »bezauberndes Wesen zum Theil [...] Erbe des guten Vaters« (von Elisabeth Förster, 26. 12. 1885) sei. Danken wollte sie mit diesem Brief an sich nur für seine Bereitwilligkeit, die Kosten für eine der väterlichen Begräbnisstätte würdige Grabplatte vollständig zu übernehmen, ein »Vörrecht«, wie er erläuternd formuliert hatte, das er sich »als Sohn« (Franziska N., 10. 12. 1885) nicht nehmen lasse. Diese einerseits kalkulierte, andererseits inszenierte Fremd- wie Selbstzurechnung von Grandezza als Vatererbe verfängt auch noch drei Jahre später: »Ich habe nie die Kunst verstanden, gegen mich einzunehmen« (EH, KSA 6, 269), heißt es nun, sowie: Ich bin »bloss mein Vater noch einmal und gleichsam sein Fortleben nach seinem allzufrühen Tode« (EH, KSA 6, 271). Wenn man diesen Satz seiner sarkastischen Distanz nach begreift, läßt sich allerdings nicht eine andere, eher abgründige Botschaft überhören: die vom Auftauchen des großen Anti-Vaters in der Gestalt des weise gewordenen Sohnes, dessen »Fortleben« seine Rechtfertigung allein daraus empfängt, daß er sich zum schärfsten Ankläger dessen macht, wofür Naturell wie Frömmigkeit des Vaters einstanden, vor allem aber: welche anderen, dunklen Seiten durch sie möglicherweise verborgen gehalten werden sollten und werden mußten.

Von anderer Qualität ist das, was sich aus N.s Beziehung zu seiner Mutter entwickeln läßt. In der N.-Forschung genießt sie, diese Pastorentochter ohne reguläre Schulbildung, kein sonderlich hohes Ansehen. Sie gilt in aller Regel als wenig begabt und als kaum verständnisvoll im

Hinblick auf das, was ihren Sohn in philosophischer Hinsicht untrieb. »Ich halte mich bei Dir an den Theologen der in Dir steckt, denn was verstehen wir Frauen einen Philosophen!« (von Franziska N., 21. 12. 1887), lautete denn auch ihre hoffnungsfroh auf die Spuren seines theologischen Erbes zurechnende diesbezügliche Position in einem ihrer Briefe an den Sohn. Insgesamt vermitteln diese eher spärlichen Texte kein sehr günstiges Bild: Die Mutter lamentiert häufig, tadelt oft und vergißt auch schon einmal den Geburtstag ihres Sohnes oder weigert sich gar aus Ärger über ihn, seine Briefe anzunehmen. Dabei scheint sie eher in der Vergangenheit zu leben, in der ihr ihr Mann noch gehörte, denn in der Zukunft, die ihr Sohn mit seinen Werken zu gestalten im Begriff steht. »Du betrachtetest die Leute zu sehr vom Standpunkte Deiner eigenen Tugenden« (Franziska N., Ende August/Anfang September 1869), ließ N. sie einmal wissen, um in einer Vorstufe von *Ecce homo*, im Zusammenhang der von ihm geliebten Mutmaßung, seine Vorfahren seien »polnische Edelleute« gewesen, vieldeutig nachzutragen: »Aber meine Mutter [...] ist jedenfalls etwas sehr Deutsches« (KSA 14, 472).

Selbst N.s Schwager vertraute seiner Frau – zum gefälligen Weitertransport an N. – an, seine Schwiegermutter habe »etwas Bedrückendes« und verändere »die Dimensionen der Dinge und der Erlebnisse: Großes erschiene klein und Kleines groß« (von Elisabeth Förster, 26. 11. 1885). Die schärfsten Worte fand allerdings N.s Schwester. Ihre Mutter, so lesen wir in einem freilich auf bewußte Diffamierung angelegten Brief an den Arzt der Mutter, habe nichts eigentlich Wahres, sondern alles sei nur Schauspielerei gewesen, »für andere Leute berechnet. Das hat uns grenzenlosen Kummer bereitet, zum Beispiel unserer Mutter Christentum, was für eine jämmerliche Tuerei und Spiegelfechtere, Augen-Aufschlagen etc. etc. und da wundert man sich, daß Fritz zum Antichrist geworden ist« (zit. n. Peters 1983, 202). Mit N.s Antichristentum konnte sich seine Mutter tatsächlich am schlechtesten arrangieren. Nach der Erkrankung ihres Sohnes soll sie gar beabsichtigt haben, seine »gottlosen Schriften«, gleichsam als Sühneopfer, zu verbrennen (Podach 1932, 31). Verbrannt haben wollte sie am liebsten aber auch jeweils ihre Briefe an den Sohn, denn er ließe sie, wie sie ihm tadelnd

mitteilte, immer offen liegen, und so sei für sie »kein tiefres Eingehen möglich« (von Franziska N., 5. 9. 1871).

Schon aus diesen wenigen Hinweisen entsteht das Bild einer einfachen, frömmelnd-paranoiden Frau, die der Aufgeklärtheit und Wahrhaftigkeit ebenso entbehrte wie der ungeteilten Fähigkeit zur Mutterliebe. Ungeachtet dessen gehört der vor einigen Jahren vorgelegte Briefwechsel zwischen ihr und ihrem Neffen (Gabel/Jagenberg 1994) zu einem anrührenden Dokument, das ein positiveres Mutterbild begründen hilft und deutlich macht, welchen gravierenden Intrigen die Mutter in ihren letzten Lebensjahren seitens ihrer Tochter ausgesetzt war. Aber davon unbeeinflusst wird man wohl auch weiterhin von einem »mütterlichen Liebesgespinnst« reden dürfen, »in dessen Fäden jede juvenile Revolte als bössartiger Anschlag auf die Würde und den Lebenssinn der Mutter gedeutet werden könnte« (Goch 1994, 26). Besser hätte wohl auch N. den Kern des Problems nicht auszudrücken vermocht, mit einem kleinen Unterschied: den Konjunktiv hätte er fortgelassen, war er doch der in der Sache Erfahrene.

Auf den Kern der im engeren Sinn pädagogischen Erfahrung N.s geht dabei das Wort seiner Schwester, »daß jetzt nirgends Kinder so streng erzogen werden wie wir es wurden« (Förster-N. 1935, 55). Das Wort »Strenge« steht dabei allerdings für mehr als nur dafür, daß in N.s Elternhaus im gegebenen Fall hart gestraft und sehr auf Leistung, Korrektheit und Christengläubigkeit geachtet wurde (Bohley 1987; Schmidt 1995). N.s Definition, Erziehung sei »Umtaufen-lernen oder Anders-fühlen lernen« (N, KSA 9, 479), könnte hier etwas anderes lehren, nämlich daß er auch die Beschädigung seiner ihm höchst eigenen Wertungs- und Empfindungsweise im Blick hatte, etwa gemäß dem Satz: »Welche Marter für ein Kind, immer im Gegensatz zu seiner Mutter sein Gut und Böse anzusetzen und dort, wo es verehrt, gehöhnt und verachtet zu werden!« (N, KSA 12, 15) Nicht minder bemerkenswert ist N.s Stoßseufzer in einem Brief: »Weiß eigentlich irgend Jemand, was mich krank machte? was mich jahrelang in der Nähe des Todes und im Verlangen nach dem Tode festhielt? Es scheint mir nicht so [...]; ich war [...] schon als Kind allein, ich bin es heute noch, in meinem 44ten Lebensjahre« (Franz Overbeck, 12. 11. 1887).

Auf derlei Klagemotive hätte N. gewiß einen vielstimmigen Refrain anstimmen können. »Liebe Mutter ich wünsche Dir Glück, und mir einen freundlichen Blick« (zit. n. Schmidt 1995, 45), hatte schon der gerade Zweieinvierteljährige zum 21. Geburtstag seiner Mutter auf Vorgabe seiner Tante Rosalie aufgesagt, damit zugleich das erste und beklemmendste Zeugnis hinterlassend für die von der Tante sensibel registrierte Vereinsamung eines Kindes, das nicht ganz einfach war und seitens der Mutter offenbar vor allem mit Liebesentzug bestraft wurde, obwohl oder, besser, weil seine »geistige Lebendigkeit« schon im Alter von fünf Monaten vom Vater als »ganz außerordentlich« (zit. n. Schmidt 1995, 45) verbucht wurde. Denn es ist diese geistige Lebendigkeit gewesen, die der Mutter wohl die meiste Sorge bereitete. So monierte sie nach Erinnerung von N.s Schwester noch bezüglich des inzwischen Sechsjährigen vor allem, daß er »über alle Dinge seine eigenen Gedanken [habe], die mit denen anderer Leute garnicht übereinstimmen« (Förster-N. 1912, 35). Wie sehr sich diese »eigenen Gedanken« gegen die Erfahrungen in seinem Herkunftsmilieu richteten, belegt N.s rückblickender Hinweis, er habe als Verwandter von Pfarrern früh Einblick gewonnen in »geistige und seelische Beschränktheit Tüchtigkeit Hochmut« (N, KSA 8, 505). Später redete N. gar von einer ihm eigenen Bedenklichkeit gegen die Moral, »welche in meinem Leben so früh, so unaufgefordert, so unaufhaltsam, so in Widerspruch gegen Umgebung, Alter, Beispiel, Herkunft auftrat, dass ich beinahe das Recht hätte, sie mein ›A priori‹ zu nennen« (GM, Vorrede 3, KSA 5, 249).

Es ist wohl diesem ›A priori‹ zuzurechnen, wenn es Ostern 1861 zwischen Mutter und Sohn zu ersten Auseinandersetzungen in Glaubensdingen kam (Janz 1978, Bd. 1, 95). Noch aber wußte N. nichts anderes zu tun als Abbitte zu erleiden: »Verzeihe mir doch ja liebe Mamma, aber dann bitte ich dich, nie mehr dieser Ereignisse zu gedenken, sondern sie als ungeschehen zu betrachten« (Franziska u. Elisabeth N., April 1861). Im Jahre 1862, in dessen Verlauf die Mutter erneut Anlaß haben wird, den Sohn dafür zu tadeln, »immer etwas anderes zu thun als die Anderen« (von Franziska N., 12. 11. 1862), ahnte N. in einem Vortrag für die Germania – ein mit zwei Naumburger Jugendfreunden gegründeter

Bildungsverein – etwas von den Hintergründen dieser seiner Bereitschaft zum Kompromiß: »Wenn wir mit freiem, unbefangenen Blick die christliche Lehre und Kirchengeschichte anschauen könnten, so würden wir manche den allgemeinen Ideen widerstrebende Ansichten ausspre(c)hen müssen. Aber so, von unsern ersten Tagen an eingeengt in das Joch der Gewohnheit und der Vorurtheile [. . .], glauben wir es fast als Vergehn betrachten zu müssen, wenn wir einen freieren Standpunkt wählen, um von da aus ein unparteiisches und der Zeit angemessenes Urtheil über Religion und Christentum fällen zu können. Ein solcher Versuch ist nicht das Werk einiger Wochen, sondern eines Lebens« (BAW 2, 54). Damit hatte N. seine Sendung formuliert, der er mit Aufnahme seines Studiums bedeutend näherkam.

II. Studienzeit (1864–1868)

Zum Wintersemester 1864/65 wird N. an der Universität Bonn immatrikuliert, zunächst für Theologie, dann, gemäß einer Entscheidung, die er schon Ende 1863 seinem Vormund gegenüber angedeutet hatte (KGB I/4, 321) und die er zum Abschluß des ersten Semesters fast beiläufig nach Hause übermittelte (Franziska und Elisabeth N., 2. 2. 1865), ausschließlich für Philologie. Zum zweitwichtigsten Ereignis geriet N. sein Beitritt zur Burschenschaft Franconia. Damit besiegelte er zugleich, abgesehen von Karriereoptionen, seine Teilhabe am studentischen Leben, was feuchtfröhliche Nebenfolgen ebenso einschloß wie permanente Geldsorgen, die ein sofort nach Studienbeginn gemietetes und erst nach einigen Monaten wieder aufgegebenes Klavier nicht eben minderte. Die Wahrnehmung seiner Person durch andere blieb von all dem nicht unbeeinträchtigt: »Ich gelte hier in studentischen Kreisen etwas als musikalischer Kauz [. . .]. Ich bin durchaus nicht unbeliebt, ob ich gleich etwas moquant bin und für satyrisch gelte« (Franziska und Elisabeth N., 18. 2. 1865). Daß im Rücken dessen die Erinnerung an die so asketische Zeit in Pforta Regie führt, wird den Naumburgern nicht vorenthalten, und sei es nur im Zusammenhang von Überlegungen N.s, ob er nicht besser daran getan hätte, gleich nach der Schule seinen Militärdienst abzuleisten: »Aber erst Pforte – und dann Unter-

offiziere! Nein, ›Freiheit liebt das Thier der Wüste!« (Franziska und Elisabeth N., Ende Februar 1865). Und schließlich noch übt sich N. im ketzerischen Gedankengut und gibt darüber der Schwester Kunde, indem er sie beispielsweise fragt, ob es schwerer sei, das anzunehmen, »worin man erzogen ist«, »als im Kampf mit Gewöhnung [...] neue Bahnen zu gehn?« (Elisabeth N., 11. 6. 1865) Wenig später mokiert er sich in einem Brief an die Mutter über die »bigotte katholische Bevölkerung« Bonns sowie, anlässlich einer Fronleichnamsprozession, über »krampfhaft fromm thuend[e], quäkende und krächzende alte Weiber« (Franziska N., zweite Junihälfte 1865).

In Naumburg selbst zeigt man sich durchaus beunruhigt angesichts dieser so widersprüchlichen Botschaften eines Studenten, dem die Tante ursprünglich den Auftrag gegeben hatte, ihr mitzuteilen, wieviele Kirchen es in Bonn gäbe, »wie die Prediger heißen« und welche ihm am besten gefielen (von Rosalie N., 15. 10. 1864). Auch N.s Mutter hatte ihren Sohn nicht nur immer wieder zum Sparen ermahnt oder zum Einhalten eines festen Ziels, sondern sie hatte ihn auch und mit vielsagendem Unterton von der Freude in Kenntnis gesetzt, die der Sohn einer befreundeten Pastorengattin dieser mit seiner Entscheidung gemacht habe, nun doch Theologie (und nicht Philologie) zu studieren (von Franziska N., 25. 11. 1864). Daß aber all dies nichts half, wurde den Naumburgern spätestens Ostern 1865 klar: N. ließ in Vorbereitung seines im Zusammenhang dieses Festes anstehenden Besuches in provokanter Manier wissen, er habe, obgleich aus formalen Gründen der theologischen Fakultät zugehörig, sein Gepäck mit dem Namenszusatz »stud. philologiae« versehen (Franziska und Elisabeth N., Mitte März 1865). Damit indes war nur das Vorspiel gegeben zu religiösen Differenzen, die sich auch in N.s Weigerung Ausdruck verschafften, Mutter wie Schwester an den Ostertagen zum Abendmahl zu begleiten, und die eskalierten, nachdem N. seiner Mutter im Herbst erneute Glaubenzweifel bekundet hatte. »Hoffentlich bist du ganz wohl mein lieber Fritz«, meldete sie nun in heller Aufregung nach Leipzig, dem neuen Studienort ihres Sohnes, und erklärte, daß ihm als dem möglicherweise zukünftig einzigen Ernährer »die Lebensaufgabe« zukomme, seiner Mutter »eine gute Stütze zu sein« sowie – und

dies mit einem zornigen Seitenblick auf die bisher alle Avancen ihrer Verehrer abweisende Tochter – »vielleicht auch Deiner Schwester« (von Franziska N., 12. 11. 1865).

N.s Reaktion auf diese unmißverständliche Engführung seiner eigenen Ambitionen in Richtung eines bloßen – theologischen – ›Brotstudiums« war konsequent. Er privatisierte weitgehend das sich in ihm entwickelnde Problembewußtsein und führte fortan ein Doppelleben »als radikaler Philosoph und als rücksichtsvoller Sohn« (Kjaer 1990, 179). Entsprechend war es nicht untypisch für ihn, Briefe nach Hause mit der einschränkenden Formel zu versehen, daß er nichts mehr zu schreiben wisse, denn »meine philologischen Ergebnisse interessiren Euch nicht, philosophische Erörterungen liebt Ihr nicht« (Franziska und Elisabeth N., 29. 5. 1866). Daß neben das Zweigestirn Theologie/Philologie zunehmend und schließlich in dominanter Weise die Philosophie treten sollte, hatte schon ein Lehrer seiner alten Schule in einem von N. in seinem ersten Bonner Semester vorgelegten Empfehlungsschreiben vorausgesehen, als er schrieb: »Er schwankt noch zwischen Theologie und Philologie, doch wird die letztere wohl siegen, besonders aber wird er unter ihrer Leitung sich freudig der Philosophie zuwenden, zu der ihn doch sein innerster Trieb hinführt« (KGB I/4, 338). Dies war, zumal im Hinblick auf die fernere Zukunft N.'s, gut beobachtet. Zunächst freilich, in seiner Bonner Studiensituation, verlangte ihm die Philologie alle Aufmerksamkeit ab, und zwar als eine Wissenschaft, »die mit kühler Besonnenheit, mit logischer Kälte, mit gleichförmiger Arbeit gefördert werden könnte, ohne mit ihren Resultaten gleich ans Herz zu greifen« (BAW 5, 253).

Gleichfalls nicht gleich ans Herz griff ihm der in Bonn lehrende Ordinarius Ritschl, der damals, wie sich N.s Baseler Kollege Mähly später ausdrückte, derjenige war, der »am philologischen Himmel sozusagen den Regen und den Sonnenschein machte« (zit. n. Gilman 1981, 93). N. jedoch zeigte sich zunächst noch unentschlossen. So ließ er Schwester wie Mutter zu Anfang seines ersten Semesters wissen: »Daß Männer wie Ritschl, der mir eine Rede über Philologie und Theologie hielt, wie Otto Jahn, der, ähnlich wie ich, Philologie und Musik treibt, ohne eins von beiden zur Nebensache zu machen, einen großen

Einfluß auf mich einüben, wird sich jeder vorstellen können, der diese Heroen der Wissenschaft kennt« (Franziska und Elisabeth N., 10.–17. 11. 1864). Schon diese Charakterisierung belegt, daß N. anfangs glaubte, Jahn werde ihm allemal nähertreten als Ritschl. »Aus der Ferne verehrte ich die Persönlichkeit Friedrich Ritschl's« (BAW 5, 255), lesen wir denn auch in einem 1868/69 verfaßten Rückblick N.s auf die Bonner Zeit, die mit einem Streit zwischen Jahn und Ritschl sowie damit endete, daß letzterer einen Ruf nach Leipzig annahm und N. sich auf die Seite Ritschls schlug. »Ich weiß nicht, ob Ihr davon gehört habt, daß unser Ritschl nach Leipzig gehen wird; das ist der Hauptgrund« (Franziska und Elisabeth N., 29. 5. 1865), ließ er via Naumburg verlauten, um die Absicht eines Wechsels von Bonn nach Leipzig kundzutun.

Auf diese Weise fügte es sich, daß N. im Wintersemester 1865/66 Ritschls Leipziger Antrittsvorlesung beiwohnte, sich später erinnernd: »Da kam er denn hineingerutscht in den großen Saal auf seinen großen Filzschuhen [. . .]. Heiter und aufgeräumt blickte er sich in dieser neuen Welt um und bald entdeckte er auch Gesichter, die ihm nicht fremd waren. Indem er sich hinten im Saale herumtrieb, rief er plötzlich ›Ei da ist ja auch Herr N.‹ und winkte mir lebhaft mit der Hand« (BAW 3, 295). Dieser Quasi-Adoption folgte schon wenig später der Ritterschlag, nachdem N. den Mut aufgebracht hatte, Ritschl einen philologischen Vortrag zu überreichen, von dem sich dieser deutlich beeindruckt zeigte, indem er N. erklärte, »noch nie von einem Studierenden des dritten Semesters etwas Ähnliches der strengen Methode nach, der Sicherheit der Combination nach gesehen zu haben« (BAW 3, 300). N.s Reaktion war verständlich: »Einige Zeit gieng ich wie im Taumel umher; es ist die Zeit, wo ich zum Philologen geboren wurde, ich empfand den Stachel des Lobes, das für mich auf dieser Laufbahn zu pflücken sei« (BAW 3, 300). In der Hauptsache indes trug die Förderung Ritschls dazu bei, N. von der Auffassung abzubringen, der Schüler eines anderen zu sein, sei unvereinbar mit seinem Selbstgefühl: N. konvertierte zum »Ritschelianer« (Gilman 1981, 65), der seinen Förderer mit Vorliebe als »Vater Ritschl« (BAW 3, 305) titulierte und mit diesem »in ein näheres Verhältniß« kam: »Fast wöchentlich ein paar Mal gieng ich in der Mittagsstunde zu ihm und fand ihn da jederzeit

bereit ein ernstes oder lustiges Gespräch anzuknüpfen« (BAW 3, 304).

Ritschl gefiel sicherlich auch, daß N. bei all seinem Talent zugleich doch auch so fügsam sein konnte. »Wähle Dir ein Untersuchungsfeld mit Resignation, bearbeite es mit Hingebung« (Paul Deussen, 22. 6. 1868), hatte beispielsweise Deussen zu hören bekommen, als wolle N. nicht nur diesen auf eine neue Arbeitshaltung, sondern sich selbst auf seinen ›Frondienst‹ bei Ritschl einstimmen. Zwei Wochen zuvor hatte sich N. auf Ritschls Wunsch hin entschieden, nicht länger Berlin, sondern Leipzig als Habilitationsort ins Auge zu fassen (Erwin Rohde, 6. 6. 1868). Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten: N. erstellte im klugen Erfassen des in dieser Situation Gebotenen und gewiß nicht ganz so »freiwillig und mit einiger Vorliebe« (Friedrich Ritschl, 2. 8. 1868), wie er glauben machen wollte, für Ritschls Periodikum ein 24 Jahrgänge umfassendes Register. Dabei wurde er zwar von seiner Schwester unterstützt, sah sich aber behindert von den langwierigen und schmerzhaften Folgen eines Reitunfalls, den er im Mai 1868 im Zuge seines seit Oktober 1867 währenden Militärdienstes als Freiwilliger (in Naumburg) erlitten hatte.

Bei all dem übersah N. nicht die dunkle Seite Ritschls, nämlich eine unbedingte »Überschätzung seines Fachs« und die entsprechende Abneigung, »daß Philologen sich näher mit der Philosophie einließen« (BAW 3, 305). Grundlagen für eine in diese Richtung weisende Philologiekritik hatte N. noch in Leipzig gelegt. »In unsrer Zeit ist ein Philolog ein Mensch, der ein Buch noch mit der Genauigkeit liest als ob er vor Erfindung der Buchdruckerkunst geboren sei« (BAW 5, 194), spottete er beispielsweise in einer seiner letzten privaten Niederschriften aus der Leipziger Zeit über seine Zunft, als ›zeitgemäße‹ Gegenposition demgegenüber festhaltend: »Der Philologe liest nur Worte, wir Modernen nur noch Gedanken« (BAW 5, 268). Enthalten war in diesem Einspruch der Vorgriff auf den Versuch, die philologische Textkritik eher den hermeneutischen Verfahren der Geisteswissenschaften einzuarbeiten, anstatt beharrlich dem Streben nachzugeben nach einer von Inhalt und Kontext weitgehend absehenden präzisen Textentzifferung. Die Philologie sei eine »Mißgeburt der Göttin Philosophie, erzeugt mit einem Idioten oder Cre-

tin«, bekannte N. denn auch zumindest privat, um im nächsten Atemzug Verwahrung einzulegen gegen die, die »abgezehnten Leibes, mit vertrockneten Adern, welkem Munde das Blut junger und blühender Naturen aufsuchen und vampyrartig aussaugen« (Paul Deussen, zweite Oktoberhälfte 1868). Als N. dies niederschrieb, hatte er längst schon einen anderen Lehrer im Visier: Schopenhauer, der, seinerseits ohne Professur, für seinen Spott an den Universitätsphilosophen und deren »matten Herzschlag, den trüben, spähenden Augen, den stark entwickelten Freßwerkzeugen, der stockenden Rede und dem schwerfälligen Gange« (Schopenhauer 1851, 199) berühmt-berühmter war.

Auf Schopenhauer gestoßen war N., unmittelbar nachdem er den Wechsel von Bonn nach Leipzig vollzogen und seinen Austritt aus der Franconia erklärt hatte. Entsprechend hing er »mit einigen schmerzlichen Erfahrungen und Enttäuschungen ohne Beihilfe einsam in der Luft, ohne Grundsätze, ohne Hoffnungen und ohne eine freundliche Erinnerung« (BAW 3, 297). Dies war die Stimmung, aus der heraus er im Herbst 1865 in einem Leipziger Antiquariat Schopenhauers *Die Welt als Wille und Vorstellung* entdeckte. Dafür wählte er später die Darstellung, ihm habe ein »Dämon« zugeflüstert: »Nimm Dir dieses Buch mit nach Hause« (BAW 3, 298) – eine offenbar stilisierte Erzählvariante angesichts der sich häufenden Indizien für eine frühere Schopenhauer-Kenntnis N.s (Figl 1984, 114ff.). Zumindest psychologisch interessanter aber ist noch der Umstand, daß die Worte ›Nimm Dir dieses Buch mit nach Hause‹ sich auch in den *Confessiones* des Augustinus finden, hier allerdings nicht von einem Dämon gesprochen, sondern von einem Kind und mit der Folge, daß Augustinus ausgerechnet jene Stelle des Römerbriefs aufschlug, in der Paulus die Gläubigen ermahnt, »vom Saufen und Fressen und Huren und Streiten abzulassen« (Ross 1980, 157). In der Linie dieser Parallele liegt die Frage nahe, ob auch N. damals ein Bedürfnis zur Bekehrung verspürte, das er durch seine Schopenhauerlektüre stillen wollte.

Die Antwort scheint umstandslos möglich. Denn nur wenige Monate vor der Leipziger Antiquariatsszene soll sich N. in einem Bordell luetisch infiziert haben (Lange-Eichbaum 1947, 16). Als Beleg gilt ein noch aus Bonn geschriebenen

Brief N.s, in dem er darüber berichtet, daß er an einigen Festen teilgenommen habe, aber in den letzten Wochen wegen Krankheit im Bett liegen müsse. Die Krankheitssymptome beschreibt er als Rheumatismus, »der aus den Armen in den Hals kroch, von da in die Backe und in die Zähne« und der ihm gegenwärtig »die stechendsten Kopfschmerzen« (Carl v. Gersdorff, 4. 8. 1865) verursache, was mancherorts als Anzeichen für den »Beginn des sekundären Stadiums der Lues« (Lange-Eichbaum 1947, 16) genommen wurde. Auch wenn diese Hypothese zu weit gehen mag, spricht einiges dafür, N.s Schopenhauerbegeisterung als Indiz für die Suche nach einer Ersatzreligion zu lesen, derer N. in dieser Zeit dringend bedürftig war.

An Schopenhauer fesselte ihn dessen deprimierender Ausblick auf die »Negativität alles Glückes« (Schopenhauer 1859, Bd. I, 418) und mithin auf die Trivialität des Lebens, das, Schopenhauers Lesart zufolge, seinen Sinn vergeblich aus der Abwehr des Todes zu gewinnen trachte und allein verwiesen sei auf eine sich im »wahren Christenthum« aussprechende asketische »Verneinung des Willens zum Leben« (Schopenhauer 1859, Bd. II, 715). »Hier war jede Zeile«, so N. denn auch im Rückblick auf seine Schopenhauerlektüre, »die Entsagung, Verneinung, Resignation schrie [...]. Hier sah mich das volle interesselose Sonnenaugen der Kunst an, hier sah ich Krankheit und Heilung, Verbannung und Zufluchtsort, Hölle und Himmel« (BAW 3, 298). N.s Zentralmotiv war dabei vor allem das der Heilung: Er sah sich von einem »Bedürfnis nach Selbsterkenntnis, ja Selbstzernagung« gepackt – und verbrachte viel Zeit mit »nutzlosen Selbstanklagen« und »verzweifelt Aufschauen zur Heiligung und Umgestaltung des ganzen Menschenkerns«, um sich zugleich aus Selbstverachtung dazu zu zwingen, zwei Wochen lang jeweils nur vier Stunden zu schlafen, was nicht folgenlos bleiben sollte: »Eine nervöse Aufgeregtheit bemächtigte sich meiner und wer weiß bis zu welchem Grade von Thorheit ich vorgeschritten wäre wenn nicht die Lockungen des Lebens, der Eitelkeit und der Zwang zu regelmäßigen Studien dagegen gewirkt hätten« (BAW 3, 298).

Immerhin: In einem eingeschränkten Sinn hielt die ›Thorheit‹ zunächst an und führte zu einer Art Schopenhauerkult (Zwick 1995, 71ff.), dem sich rasch auch N.s wichtigste Freunde anschlos-

sen. In der dritten *Unzeitgemäßen Betrachtung Schopenhauer als Erzieher* (1874), in der N. mittels eines »Selbstgelöbnisse[s]« (Georg Brandes, 19. 2. 1888) aller Welt überdeutlich signalisiert, wem er seine Sendung als Philosoph dankt, lesen wir: »Mit ihm würde ich es halten, wenn die Aufgabe gestellt wäre, es sich auf der Erde heimisch zu machen« (SE 2, KSA 1, 348). Namentlich der Zusatz, wonach Schopenhauer »nur solche zu seinen Erben zu machen verhiess, welche mehr sein wollten und konnten als nur seine Leser, nämlich seine Söhne und Zöglinge« (SE 2, KSA 1, 350), klingt dabei durchaus nach einem in der Person Schopenhauers vorübergehend zur Befriedigung gelangten Vatersuchtmotiv N. s. In jedem Fall war die Spannung erheblich, in die N. als ein Ritschl verpflichteter, heimlich Schopenhauer verehrender und R. Wagner (†Freunde) allmählich ins Auge fassender philologischer Nachwuchsstar geraten mußte. Der Gattin Ritschls gab N. denn auch fast schelmisch zu verstehen: »Die Pferdefüße Wagners und Schopenhauers lassen sich schlecht verstecken« (Sophie Ritschl, 2. 7. 1868).

Wenige Monate später war es eben jene Sophie Ritschl, die N. indirekt und gleichsam in Begleitung eines glanzvollen Abschlusses seiner Studentenzeit zur Bekanntschaft mit Wagner verhalf. Den ersten Akt des nun anhebenden Dramas hatte N. klug vorbereitet: »Im Übrigen«, so hatte er einen Freund wissen lassen, »nehme ich mir vor, etwas mehr Gesellschaftsmensch zu werden: insbesondere habe ich eine Frau aufs Korn genommen, von der mir Wunderdinge erzählt sind, die Frau des Professor Brockhaus, Schwester Richard Wagners« (Erwin Rohde, 8. 10. 1868) – und, wie hinzuzusetzen ist, Freundin der Gattin Ritschls. Die Ernte dieser geschickten Karriereplanung brachte N. vier Wochen später ein, nachdem er sich zwischenzeitlich erstmals und nach langen Jahren der zurückhaltenden Bewertung anlässlich eines Konzertes für Wagners Musik hatte begeistern lassen. Wagner weilte damals bei seinen Verwandten in Leipzig, Frau Ritschl kam gesprächsweise auf N. s musikalische Fertigkeiten zu sprechen, und Wagner gab – so Originalton N. – »allerhöchsten Willen kund, mich incognito kennen zu lernen« (Erwin Rohde, 9. 11. 1868). Das Treffen selbst verlief dann auch zur vollsten Zufriedenheit N. s, wie insbesondere sein Wagnerporträt belegt: »Es ist [...] ein fabelhaft leb-

hafter und feuriger Mann, der sehr schnell spricht, sehr witzig ist und eine Gesellschaft dieser privatesten Art ganz heiter macht« (Erwin Rohde, 9. 11. 1868). Was N. offenbar nicht erkannte, war die lebensgeschichtlich bedingte und psychologisch komplizierte Verstrickung beider, die nun anhub. Auf einen kurzen Begriff gebracht, liegt die Vermutung nahe, N. sei der Suggestion unterlegen, Wagner böte Voraussetzungen zur Abwicklung dessen, was bei Ritschl sowie Schopenhauer unerledigt geblieben war: die Stillung nicht nur der kognitiven, sondern auch der emotionalen Bedürftigkeit eines Kindes, dem im familialen Umfeld weitgehend Unverständnis für das ihm Eigene begegnet war und das gelegentlich mit dem Gedanken spielen mochte, unter dem Regiment des leiblichen Vaters wäre dies anders gewesen (Niemeyer 1998, 128f.). Zum ernsthaften Problem geriet dies erst, nachdem N. durch seinen Ruf nach Basel Wagner auch räumlich nahegekommen war.

III. Professorenleben (1869–1879)

Am 10. 1. 1869 erreichte N. die Nachricht, daß er mit einem Ruf nach Basel rechnen könne. Vorgearbeitet hatte hier Ritschl mit einem an N. s Vorgänger in Basel gerichteten, geradezu hymnisch gehaltenen Empfehlungsschreiben. Darin heißt es: »Er ist ein Abgott und (ohne es zu wollen) Führer der ganzen jungen Philologenwelt hier in Leipzig, die (ziemlich zahlreich) die Zeit nicht erwarten kann, ihn als Docenten zu hören. Sie werden sagen, ich schildere eine Art von Phaenomen; nun ja, er ist das auch; dabei liebenswürdig und bescheiden«. Ritschl setzte noch hinzu, daß er in seiner fast vierzigjährigen Karriere niemanden kennengelernt habe, »der so früh und so jung schon so reif gewesen wäre, wie diesen N.« (KGB I/4, 542). Damit stand außer Frage, daß N. Basel nicht mehr zu nehmen war. »Eine Empfehlung von Seiten dieses Koryphäen«, so Mähly in Erinnerung an die Erwartung, die man in Basel an das erbetene Ritschl-Votum geknüpft hatte, »galt damals so viel als der sichere Weg zum Ziel« (zit. n. Gilman 1981, 95). Zweitrangig war dabei, daß N. in Leipzig, seines Baseler Stellenantritts wegen, nur im Schnellverfahren und nur pro forma promoviert worden war, wobei man in erster Linie die Person und in zweiter die von

dieser verfaßten kleineren philologischen Veröffentlichungen einer Würdigung unterzogen hatte.

N. selbst freute sich selbstverständlich über diese Entwicklung der Dinge. Gleichwohl konnte er angesichts des mit Rohde für den Sommer 1869 gefaßten Planes, in Paris »die göttliche Kraft des Cancan« kennenzulernen, »um später würdig an der Spitze der Civilisation maschiren zu können« (Erwin Rohde, 6. 8. 1868), nicht übersehen, daß ihm nun die »Berufskette« drohe (Erwin Rohde, 16. 1. 1869). N.s Glück war also weit ambivalenter als die Erwartungen der Basler, die Ritschl mit seiner auf N. bezüglichen Bemerkung: »Er wird eben alles können was er will« (KGB I/4, 548), so stimuliert hatte, daß diese Annahmen, N. werde alles können, was man von ihm verlangte. Ebensowenig fragte man in Basel nach den »dunklen« Seiten in N.s altphilologischen Überzeugungssystem – dies wohl auch, weil N. sie schon vor Ritschl sorgsam verborgen hatte (Niemeyer 1998, 91 ff.).

Dies gilt insbesondere für N.s scharfe Philologiekritik, die, ebenso wie das Ausmaß seiner Schopenhauerverehrung, lediglich guten Freunden bekannt war. Entsprechend waren es auch eher diese – wie v. Gersdorff (♂Freunde) –, die N. zu dessen Berufung nach Basel brieflich mit den Worten gratulierten, daß nun endlich ein »Schopenhauerianer« das Katheder besteige, wenn auch nicht, »um Philosophie zu docieren« (von Carl v. Gersdorff, 16. 2. 1869). N.s Antwort war voller Selbstbewußtsein: »Einer Art des Philisteriums bin ich zwar näher gerückt, der species ›Fachmensch‹ [...]. Aber ich bilde mir ein, dieser Gefahr mit mehr Ruhe und Sicherheit entgegen gehen zu können als die meisten Philologen; zu tief wurzelt schon der philosophische Ernst [...]. Meine Wissenschaft mit diesem neuen Blute zu durchdringen, auf meine Zuhörer jenen Schopenhauerischen Ernst zu übertragen [...] – dies ist mein Wunsch, meine kühne Hoffnung« (Carl v. Gersdorff, 11. 4. 1869). Entsprechend begann N. darum zu kämpfen, den Philosophen in sich auch schon in der Lehre bzw. im Unterricht zur Geltung zu bringen, und zwar dies im Rahmen eines Wochenplans, der ihm nicht gerade ein geringes Pensum abverlangte: »Jeden Morgen der Woche halte ich um 7 Uhr meine Vorlesung [...]. Dienstag und Freitag habe ich am Paedagogium zweimal zu unterrichten, Mittwoch und Donnerstag

einmal: dies thue ich bis jetzt mit Vergnügen« (Friedrich Ritschl, 10. 5. 1869).

Die Einschränkung (›bis jetzt‹) war klug gewählt. Denn lange konnte sich N. nicht über sein Publikum bzw., und dies eher mit Blick auf seine Tätigkeit am Pädagogium, darüber freuen, »zum Schulmeister zwar nicht geboren, aber doch auch nicht verdorben zu sein« (Elisabeth N., 29. 5. 1869). Selbst seiner Mutter gegenüber klagte er bald schon über seine berufliche »Fessel« sowie über »die greuliche Masse der ›geehrten‹ Collegen, die sich pflichtgemäß bemühen, mich Abend für Abend einzuladen«; andererseits aber wußte N. sie auch zu trösten durch den Hinweis, daß er durch seine Antrittsrede vom 28. 5. 1869 seine Stellung »gesichert« habe (Franziska N., Mitte Juni 1869). Dabei behielt er für sich, daß diese Rede auch ein Warnzeichen an die Adresse der Baseler enthielt. N. nämlich forderte den »Beistand der Künstler« (BAW 5, 287) für eine Philologieauslegung, die in den Stand setze, Modernisierungs- und Kulturkritik zu leisten und die nur auf diesem Wege jene »Scheinmonarchie« (BAW 5, 285) beenden könne, mit der sie sich solange begnügen müsse, solange sie ihre Ordnungsfunktion gegenüber den an ihrem Gewerbe zu beteiligenden disziplinären Sehweisen nicht ausübe und ihres philosophischen Anspruchs ledig bleibe. Dies aber war eine Konzeption, die in Richtung Wagner wies und die insoweit die Philologieüberwindung N.s ebenso forcierte wie seine Unzufriedenheit in Basel – und vice versa.

Wie weit und wie rasch diese Entwicklung voranschreiten sollte, wurde 1871 deutlich. N. hatte sich zwischenzeitlich (im August 1870) freiwillig (wegen seiner Schweizer Professur nur als Krankenpfleger) für den deutsch-französischen Krieg gemeldet. Von dort gelangte er schon nach wenigen Wochen, an Ruhr erkrankt – später wurde mitunter zusätzlich gemutmaßt: infiziert von der Syphilis Verwundeter (Gilman 1981, 728) –, nach Naumburg in häusliche Pflege. Nach einigen Wochen halbwegs genesen, kehrte N. nach Basel zurück, um das Wintersemester mit großem Enthusiasmus zu beginnen. Gleichwohl überkam ihn schon bald ein erneuter Überdruß am »übermäßige[n] Schulmeistern« (Franziska und Elisabeth N., 21. 1. 1871), der, im Verein mit der Sorge um das Schicksal der Kämpfer für die »kommende Culturperiode« (Carl v. Gersdorff, 7. 11. 1870), zu der Idee beitrug, einen »Bruch mit